This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

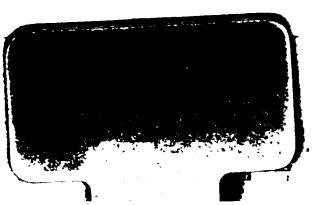
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

L 350 (Fr.)



No 89.

F. d'Oleire.
26 Aug. 1823.

hanna Schopenhauer.

Reise

an den Rhein.

Ausflucht
an den Rhein

und dessen

nächste Umgebungen

im Sommer

des ersten friedlichen Jahres

von

Johanna Schopenhauer.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1818.

THE TAYLOR
UNIVERSITY
MAY. 1940
OF OXFORD

Den 8ten Juli 1816.

Endlich hat der Sturm ausgetobt, der Jahre lang die halbe Welt verwüstete, der jede Aussicht in die Zukunft so verdunkelte, daß fast niemand Muth behielt, nur den Gedanken eines Plans für die nächsten Tage zu wagen. Die Zeiten sind vorüber, wo wir in unsern Häusern jede Stunde bereit seyn mußten, übermüthige Feinde als Gebieter zu empfangen und zu bewirthen. Auch die großen lebensreichen Tage des ersten Gefühls wiedererrungener Selbstständigkeit sind an uns vorübergegangen, in denen wir oft, vor unserm eignen Glück erschreckend, uns fragten, ob alles das Glorreiche, was wir erlebten, wirklich oder ein schöner Traum sey. Die gern geübte Pflicht, unsre Befreier in unsern Häusern gastlich

L 350 (Fr)

No 89.

F. d'Oleire.
26 Aug. 1823.

hanna Schopenhauer.

Reise

an den Rhein.

Ausflucht
an den Rhein

und dessen

nächste Umgebungen

im Sommer

des ersten friedlichen Jahres

von

Johanna Schopenhauer.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1818.

THE TAYLOR
UNIVERSITY
MAY. 1940
OF OXFORD

Den 8ten Juli 1816.

Endlich hat der Sturm ausgetobt, der Jahre lang die halbe Welt verwüstete, der jede Aussicht in die Zukunft so verdunkelte, daß fast niemand Muth behielt, nur den Gedanken eines Plans für die nächsten Tage zu wagen. Die Zeiten sind vorüber, wo wir in unsern Häusern jede Stunde bereit seyn mußten, übermüthige Feinde als Gebieter zu empfangen und zu bewirthen. Auch die großen lebensreichen Tage des ersten Gefühls wiedererrungener Selbstständigkeit sind an uns vorübergegangen, in denen wir oft, vor unserm eignen Glück erschreckend, uns fragten, ob alles das Glorreiche, was wir erlebten, wirklich oder ein schöner Traum sey. Die gern geübte Pflicht, unsre Befreier in unsern Häusern gastlich

zu empfangen, wird nicht mehr von uns gefordert; sie zogen vorüber, der lieben Heimath zu, und wir ruhen uns aus von Freude und Leid.

Sie, lieber Freund! wissen am besten, mit welcher Gewißheit ich immer auf diese Tage der Ruhe hoffte, wie ich beinahe eigensinnig den Glauben an sie fest hielt und in den trübsten Zeiten, die wir erlebten, nie Ihren und meiner übrigen Freunde trostlosen Gegengründen weichen wollte; obgleich ich Ihren politischen Einsichten nichts entgegenzustellen hatte, als mein inneres Gefühl, und die feste Ueberzeugung, daß alles Irdische sinken muß, wenn es den höchsten Gipfel erreicht hat, und der Uebermuth das Rad des Glücks nur in schnellern Umschwung bringt, durch den er seinen eignen Fall beschleunigt.

So wie man kranken Kindern von künftigen Lustfahrten vorerzählt, so beschwichtigte ich mich oft selbst in bösen Stunden mit Plänen zu einer Reise an den Rhein, sobald dieser wieder zwischen deutschen Ufern frei hinströmen würde. Die Spötter, zu denen Sie auch gehörten, lachten mich damit aus und hatten in ihrer Art nicht Unrecht, aber mein Glaube hat nun

doch am Ende zu Aller Glück geſiegt, und Sie, zur Strafe für Ihren Unglauben, müſſen es ſich gefallen laſſen, ſchwarz auf weiß nur zu leſen, was mich in der ſchönſten Wirklichkeit erfreut.

Freilich hatte es dieſen Frühling den Anſchein, als habe ſich die Natur gegen meinen Reiſeplan verſchworen. Unaufhörlich ſtrömender Regen machte die Straßen unwegſam, die Flüſſe traten aus ihren Betten, und große Ueberſchwemmungen drohten überall dem Reiſenden Gefahr. Ich harrte indeß, geduldig hoffend, in Weimar aus, bis mit den erſten Tagen des Juli auch dieſer Sturm ausgetobt zu haben ſchien und ich vernünftiger Weiſe den Weg antreten konnte. Dieſer war weit weniger böſe, als ich erwartet hatte, ſelbſt die letzte Meile vor Erfurt legten wir glücklich zurück, ohne umzuwerfen. Dennoch hatten in dieſen Gegenden Ueberſchwemmungen gar arg gewüthet; ein Poſtillion erzählte uns, daß man erſt vor wenigen Tagen die letzten Schweine von den Weidenbäumen herunter geholt hatte, auf welchen die lieben Thiere, vom Waſſer gehoben, gelandet waren, um dort das Sinken deſſelben und ihre

Rettung mehrere Tage lang mit großem Geschrei abzuwarten. Der Anblick eines solche Früchte tragenden Baums muß einzig gewesen seyn; leider erblickten wir keinen mehr.

Rastlos eilten wir durch die uns wohlbekannten Städte, Erfurt, Gotha und Eisenach hindurch, um mit Aufgang der Sonne den uns als höchst gefährlich beschriebenen Weg von Eisenach bis Vach anzutreten. Eines der romantisch-schönsten, schattigsten Thäler des Thüringerwaldes empfing uns dicht hinter Eisenach; die Sonne funkelte so hell vom reinen blauen Himmel, wie wir es in diesem Jahr noch nicht gesehen hatten; fröhliches Leben durchsummte den glänzend-grünen Wald. Nirgends war eine Spur von Gefahr zu erblicken, und meine Reisegefährtin sang mit all' den tausend Vögeln lustig um die Wette, die emsig hin und her flogen und ihren kleinen Haushalt beschickten, bis wir den beträchtlich-hohen Berg erreichten, dessen Namen das Andenken der frommen Landgräfin von Thüringen, der heiligen Elisabeth, zurückruft. Sicher und bequem führte uns eine breite eben vollendete Schaussee hinauf, im Schatten

von Buchen und Eichen, die vielleicht damals ſchon keimten, als die Heilige in dieſen Gegenden wie ein tröſtender Engel waltete. Die alte Wartburg begrüßten wir mehrere Male auf dieſem Wege; ſie leuchtete von ihren Felſen zu uns herüber durch die Oeffnungen des dichten Laubgewölbes, das uns umgab; ein Waldthal trennte uns von ihr, die Wipfel der darin wurzelnden mächtigen Bäume ſäuſelten tief unter uns, bewegt vom milden Hauch des Himmels, und verbargen uns freundlich den ſteilen Abgrund, an deſſen Rand wir ſicher fuhren. Suchen Sie dieſen Punkt zwiſchen Eiſenach und Berka an der Werra auf, ſo bald Sie können, es iſt einer der ſchönſten dieſer an mannigfaltiger Schönheit ſo reichen Gegend.

Ohne allen Unfall erreichten wir Bach, obgleich in dieſer niedrigen Gegend die Waſſer fürchterlich gehauſt haben und Wieſen und Gärten noch überſchwemmt daſtehen. Jetzt hatten wir den Thüringerwald im Rücken, dieſe Scheidewand zwiſchen Weimar und dem ſüdlichen Deutſchland. Der Unterſchied des Klima's ward uns hier ſchon bemerkbar, und immer bemerkbarer mit jedem Schritt. Wär-

mere Lüfte umwehten uns, und überall bot man uns reife Erdbeeren von seltner Größe, während sie in Weimar kaum zu röthen begannen. Freundlich und schnell wurden wir an den Posthäusern in der nämlichen Viertelstunde weiter gefördert, in der wir anlangten, und so erreichten wir Fulda noch früh genug, um uns beim Licht des Tages ein paar Stunden darin umzusehen.

Die heitre reinliche Stadt gefiel uns gar wohl, es herrscht eine behagliche Ruhe in ihr, die Einwohner haben alle ein wohlthätiges und freundliches Ansehen, und alles erinnerte uns daran, daß dieser Ort lange vom Krumstabe beherrscht ward, unter dem es sich, dem alten Sprichwort zu Folge, so gut wohnen ließ. Einige Straßen sind enge und altväterisch gebaut, aber der Schloßplatz mit der berühmten schönen Domkirche und dem großen, wirklich fürstlichen Schloß könnte eine Zierde jeder noch so bedeutenden Stadt seyn, und macht einen wirklich imposanten Effekt. Wir irrten noch ein wenig in dem zu einem öffentlichen Spaziergang benutzten recht hübschen Schloßgarten umher und begaben uns darauf zur

Ruhe in dem Gasthof zum Stern, einem der besten und billigsten in Deutschland.

Am andern frühen Morgen ergötzten wir uns noch an der von der Fulda durchströmten höchst lieblichen Umgegend der Stadt und eilten dann weiter, durch ein fruchtbares, mitunter malerisch-schönes Land. Die um Weimar höchst seltnen hohen Wallnußbäume, unter deren Schatten die Kunststraße hinläuft, verkündeten uns schon die Nähe des Rheins, der mit ihren Früchten um Weihnachten die ganze Kinderwelt in Sachsen und weiter hin beglückt, wo sie schön-vergoldet zwischen den Lichtern der Christbäume funkeln. Bei Gelnhausen an den Ufern der Kinz gewinnt die Gegend einen eignen ernsten Karakter, und die uralte Stadt selbst hat ein wundersames, fast märchenhaftes Ansehen. Bewundernd schauten wir schon aus der Ferne die beiden Thürme der sehr alten auf einer Anhöhe erbauten Kirche, von denen der eine in merklich schiefer Richtung sich gegen den andern neigt, ob unter der bleiernen Hand der Zeit, oder weil der Baumeister ein Kunststück wie das bei Erbauung des Thurms von Pisa machen

wollte? weiß ich nicht. Doch schien letzteres mir wahrscheinlich. Leider regnete es bei unserer Ankunft wieder so, daß wir den Wagen nicht verlassen konnten. Wir mußten uns mit dem begnügen, was wir beim Durchfahren von den Trümmern alter Herrlichkeit erblicken konnten. So sahen wir nur von weitem die Ruinen eines vormals prächtigen, im neugriechischen Styl erbauten Klosters, und die eines ungeheuren Pallastes aus der Zeit Friedrichs des Rothbarts. Uralte Mauern, mit Epheu bedeckte graue Thürme, zwischen denen die neuen Häuser wunderlich dastehen, gaben dem ganzen Ort ein düsteres räthselhaftes Ansehen, und die alte Sage, daß die Liebe des Kaisers zu dem wunderschönen Fräulein Gela ihm Namen und Entstehen gab, versetzte uns vollends ins wilde romantische Land, in welchem sich die Fantasie so gern ergeht. Gegen Abend erreichten wir Hanau noch bei ziemlich guter Zeit.

Hanau, 10 Jul.

Wenn mich auch nicht die Freuden des Wiedersehns alter lang entbehrter Freunde hier auf einige Tage feſſelten, ich bliebe dennoch gern, denn es gefällt mir in dieſer heitern Stadt. Alles darin hat ein freundliches, behagliches Anſehen, fern vom eitlern Prunk, aber auch von zu enger Beſchränktheit. Man erblickt keine Palläſte, doch viele recht hübſche bürgerliche Häuſer; keine glänzende Equipagen rollen durch die Straßen, dennoch ſind dieſe nicht öde, und obgleich man das raſtloſe Treiben großer Handelsſtädte hier nicht findet, ſo herrſcht doch überall emſiger, nicht ängſtlicher Fleiß, und reges, wenn gleich ruhiges Leben. Die Ufer des nahe an der Stadt hinfließenden Mainſtroms ſind flach wie die ganze Gegend umher, nur am fernen Horizont erblickt man einen Kranz bläulich dämmernder Berge. Alles grünt und blüht ringsumher wie ein Garten, jedes Fleckchen Land wird mit Sorgfalt benutzt und angebaut, und ſo gewinnt die Gegend einen mannigfaltigen ländlichen Reiz, der für höhere Schön-

heit gewiſſermaßen entſchädigt, oder doch ſie weniger vermiſſen läßt.

Viele bedeutende Fabriken bringen Leben und Thätigkeit unter die Einwohnrr von Hanau, beſonders wird alles, was aus Gold und Email ſich hervorbringen läßt, nirgends vollendeter und geſchmackvoller gearbeitet, als hier. Dabei ſind die Preiſe dieſer Fabrikate nicht übermäßig hoch, wenn man das koſtbare Material und die mühſam fleißige und dennoch elegante Arbeit dabei recht in Erwägung zieht.

Unſre erſten deutſchen Maler, Kupferſtecher, Holzſchneider früherer Zeit erſtanden faſt alle aus den Werkſtätten der Silber- und Goldſchmiede; die nahe Verwandtſchaft dieſer Gewerbe mit der Kunſt äußert ſich auch in unſern Tagen auf das erfreulichſte in Hanau und erweckt ihr überall eine allgemeine Theilnahme, die mit jedem Tage lebendiger wird. Viele angeſehene wohlhabende Bewohner der Stadt beſitzen nicht unbedeutende Gemäldeſammlungen, die ſie noch immer zu ſchmücken und zu vergrößern ſtreben, und deren Anblick ſie mit gaſtlicher Freundlich-

keit reisenden Kunstfreunden gern verstatten. Die unter der Aufsicht des Hofrath Westermayer stehende, in einem sehr zweckmäßigen Lokal vorzüglich gut eingerichtete Zeichenschule bietet dem aufkeimenden Talent Hülfe und Aufmunterung. Sie wird von Schülern beiderlei Geschlechts häufig und fleißig besucht, sowohl von bloßen Dilettanten, als solchen, die sich ganz der Kunst widmen wollen. Alles das geht so in der Stille seinen ruhigen Gang, ohne daß man in der Welt viel Lärm davon macht; aber manche recht gut gelungene Arbeit der Zöglinge, welche ich mit Vergnügen sah, verspricht, daß das Resultat dieses stillen Wirkens einst recht erfreulich an das Licht treten wird.

Frau Westermayer, diese geschickte Künstlerin, welche die Sticknadel und den Pinsel mit gleichem Glück zu führen weiß, steht ihrem Gatten bei der Kunstbildung seiner Zöglinge aufs thätigste bei. Unter ihrem Schutz und ihrer Leitung öffneten sich mir alle Thüren zu den in Hanau verstreuten Kunstschätzen, die, auf einem Punkt vereinigt, eine ganz ansehnliche Gallerie bilden könnten. Mir aber ist

immer der Anblick von Gemälden erfreulicher in Sälen und Zimmern, unter den Augen der Eigner, die mit Liebe ſich daran ergötzen und die zum Theil von ihren Vorfahren ſchon gegründete Sammlung mit Sorgfalt erhalten und vermehren, weil die Kunſt dabei ins wirkliche Leben verſchönernd eintritt. Auch kann man ſich dort Zeit nehmen, alles zu betrachten, ohne von der Menge geblendet zu werden. Die größern Gallerien dagegen verließ ich immer faſt ſchwindelnd, ohne ein deutliches Bild des Geſehenen mit mir zu nehmen, bis mehrere Beſuche mich näher mit ihnen befreundet hatten, und ich im Stande war, mir einige Lieblinge unter den Gemälden zu wählen, zu denen ich immer wiederkehrte.

Fürchten Sie indeſſen nicht, eine zu genaue Beſchreibung aller der Gemälde, die ich in Hanau ſah und auf meiner ferneren Reiſe ſehen werde. Nur andeuten will ich Ihnen, was mich bei einem flüchtigen Beſuche hie und da beſonders anſprach, damit Sie es aufſuchen können, wenn Ihr Glücksſtern Sie einmal in dieſe Gegenden führt. Zu einer gründlichen Beſchreibung von Gemälden gehört öfteres Be-

trachten derſelben, was mir die Zeit nicht erlaubt, auch tiefere Kenntniß der Kunſt und ihrer Geſchichte, als ich zu beſitzen mich rühmen darf. Das geſchriebene Wort muß überdem immer weit hinter dem Zauber der Farben zurückbleiben, und überdem hat es auch mit den gelungenſten ſchriftlichen Darſtellungen von Gemälden, die wir haben, die eigene Bewandniß, daß ſie dem Verfaſſer immer mehr Freude machen und ihm beſſer gefallen, als dem, der ſie leſen muß.

Zuerſt brachte uns Frau Weſtermayer zu Herrn Leisler. Er beſitzt viele ſehr ſchöne Landſchaften, zwei ganz vortreffliche Blumenſtücke von de Heem und andre recht ſehenswerthe Gemälde, beſonders Niederländer. Unter dieſen zogen mich vor allen drei einzelne Porträte an; ein männliches und zwei weibliche, die in jeder Gallerie einen ehrenwerthen Platz finden würden. Von den Frauen iſt eine wunderhübſch, die andere ſieht etwas mürriſch aus. Alle drei Köpfe ſind vortrefflich gemalt und voll Karakter und Natur, den Namen des Meiſters habe ich leider nicht erfahren. Die ſowohl der Zahl, als dem Werthe

erſtirbt ſie allmählich, mit ihr dieſe Kunſt ſelbſt, und es iſt doch Schade darum, und gut, wenn hie und da ſich jemand findet, der ſie noch aufrecht erhält. Unter den Gemälden des Herrn Barensfeld befinden ſich mehrere ſehr ſchöne Landſchaften, beſonders vom Frankfurter Maler Schütz, den ich in Hanau zuerſt kennen lernte. Er malte meiſtens wirkliche Gegenden, ohne Abänderung treu nach der Natur, aber geiſtreich und mit vorzüglichem Farbenton. Unter den übrigen Gemälden, die größtentheils aus der niederländiſchen Schule ſind, bemerkte ich noch ein ſehr gutes Nachtſtück von Schalk in ſeiner bekannten Manier, und eine Frau, die ihr krankes Kind zu einem Quackſalber bringt, von Gerhard Douw, als vorzüglich.

Nun war ich aber auch zum Unfallen ermüdet und außer Stande, an dieſem Vormittage mehr zu ſehen. Hanau beſitzt noch manche merkwürdige Kabinette, beſonders im naturhiſtoriſchen Fach, denen ich aber vorüberging, weil ich beim Hinausgehen aus ähnlichen Sammlungen, deren ich unzählige ſah, mich jedesmal über meinen Mangel an Kenntniß in die-

sem Fache ärgern mußte, welches dennoch alles umfaßt, was uns zunächst umgiebt und zum eigentlichen Studium des Menschen von der Natur bestimmt ist. Morgen führt uns Frau Westermayer nach Emmerichshoff, dem Gute des bekannten Grafen Benzel-Sternau, um uns die Erlaubniß zu verschaffen, seine Gemäldesammlung zu sehen.

Nie hat mich etwas unerwarteter und freudiger überrascht, als diese Gemäldesammlung in Emmerichshoff, und sie ist mein Ideal, wie ich mir zu besitzen wünsche. Ein einfach geschmückter, aber recht zweckmäßig eingerichteter Saal vereinigt hier vielleicht nur fünf und zwanzig bis dreißig Gemälde, fast alle aus den italienischen Schulen, aber kein einziges ist darunter, an dem man nicht so recht seine innige Freude haben könnte. Obgleich alle an ihrem Standpunkt recht gut beleuchtet werden, so lassen die gastfreien Besitzer sie dennoch einzeln herunter nehmen und auf Staffeleien stellen, wo man sie dann im vortheilhaftesten Licht, von allen abgesondert, bequem betrach-

ten und ſich daran ergötzen kann. Wie ſehr der Genuß dadurch erhöht wird, läßt ſich nicht beſchreiben.

Von allen andern nenne ich Ihnen ein Gemälde von Rafael, wahrſcheinlich der erſte Entwurf ſeiner berühmten Jardinière, denn mit wenig Abweichungen iſt es ganz das nämliche Bild, wie ich es in Paris ſah. Einige Nebenſachen ſind abgeändert; bei näherer Betrachtung entdeckt man Spuren zweier angegebener und wieder ausgelöſchter Köpfe. Sonſt findet man, wie dort ſo hier, dieſelbe Gruppirung, dieſelbe hohe Einfalt der ganzen Anordnung, und den unausſprechlichen Liebreiz in der jugendlichen Geſtalt der jungfräulichen Mutter und ihres göttlichen Kindes. Auf der das Gewand der Madonna verzierenden Stickerei läßt ſich der Name Rafael Sanzio da Urbino entziffern, und alles deutet an, daß der hohe Meiſter hier zuerſt verſuchte, die ihm vorſchwebenden himmliſchen Geſtalten auf der Leinwand feſt zu halten.

Ein köſtliches Bild von Leonardo da Vinci verdient neben dieſe Madonna geſtellt zu werden. Obgleich der Gegenſtand deſſelben an ſich einer der wi-

derwärtigſten iſt, ſo wußte der Meiſter ihn dennoch mit unausſprechlicher Anmuth zu ſchmücken. Es ſtellt die Herodias mit dem Haupte des Johannes vor. Im köſtlichſten Schmucke ſteht die eitle Schöne da, jugendlich leichtſinnig weiß ſie kaum, was ſie mit weggewendetem Blick in den Händen trägt; ihre ganze Seele iſt ſchon bei dem feſtlichen Tanz und dem ſie erwarteten Triumpf der allgemeinen Bewunderung ihrer Grazie und Schönheit.

An dieſe Gemälde reihen ſich ein ſehr heitres Bild von Andrea del Sarto, Eliſabeth und Maria mit ihren beiden halb erwachſenen Knaben, und eine heilige Familie von Saſſo ferrato; letzteres iſt nicht ganz vollendet, aber von unbeſchreiblich rührendem Ausdruck, beſonders in der Geſtalt des heiligen Joſeph. Doch ich müßte Ihnen die ganze Sammlung, Stück vor Stück, wenigſtens nennen, beſonders alle die Madonnen, aus denen ſie zum größten Theil beſteht, um Ihnen nur einen kleinen Begriff von all' dem Herrlichen zu geben, was dieſer beſchränkte Raum umfaßt. Nur einer ſchönen höchſt anmuthigen Frau in einem prächtigen rothen Sammtkleide

von Holbein will ich noch erwähnen, die unter allen diesen Italienern gar nicht fremdartig dasteht.

Für mich hat diese Sammlung noch den besondern großen Vorzug, daß in ihr kein einziger widerwärtiger Gegenstand das Gefühl empört, indem er zur Bewunderung hinreißt. Von allen Märtyrergeschichten, allen bethlehemitischen Kindermorden, allen Geißelungen muß ich immer schaudernd wegblicken und kann mich nicht daran erfreuen, wären sie auch das Höchste, was je die Kunst erschuf; mein inneres Gefühl sagt mir, daß sie sich entweiht, indem sie solche Gegenstände darstellt, sie, die Hohe, uns zum Trost, nicht zur Quaal, Gegebene. Hier fand ich kein einziges solches Gemälde. Nennen Sie mir nicht die Herodias; der hohe Meister wußte mit der ihm so ganz eignen Anmuth allen Widerwillen zu bannen, den sie sonst wohl einflößen könnte, und im brechenden Blick einer hier auch befindlichen sterbenden Lukrezia von Guido Reni strahlt schon der Wiederschein einer bessern Welt, indem der erstarrenden Hand der Dolch entsinkt, mit dem sie selbst dem Tode sich weihte.

Frankfurt.

Auf dem herrlichen, von hohen Nußbäumen beſchatteten Wege, längs den fruchtbaren, reich angebauten Ufern des Mains werden die zwei Meilen von Hanau bis hieher zu einer Luſtfahrt, die man in weniger als zwei Stunden beendigt. Gern hätte ich das auf halbem Wege belegene Wilhelmsbad beſucht, den angenehmen geſelligen Vereinigungspunkt beider Städte, deſſen liebliche Anlagen mir ſeit mehr als zwanzig Jahren noch immer in der Erinnerung vorſchweben, aber der Regen machte die Promenaden unwegſam, ich zog alſo für diesmal vorüber und tröſtete mich mit der Zukunft.

Der Eintritt in Frankfurt überraſchte mich wahrhaft. Zwar iſt die Reihe von Jahren, die ſeit meinem erſten Hierſeyn vorüberging, nicht unbedeutend, aber die Verſchönerungen, welche ich überall erblicke, ſind ſelbſt für den langen Zeitraum von zwanzig Jahren erſtaunenswürdig, beſonders wenn man bedenkt, unter welchen Stürmen der größte Theil derſelben verlebt ward. Frankfurt iſt jetzt nicht nur eine der reichſten, auch eine der ſchönſten Städte in Deutſch-

land. Große pallastähnliche Häuser der reichen Bewohner ziehen sich in langen Reihen durch viele Straßen hin, und auch die bescheidenen Wohnungen des Mittelstandes erscheinen zierlich, anständig, und zeugen von frohem Lebensgenuß. Das, mir so liebe, reichsstädtische Ansehen ist der Stadt geblieben; man sieht, daß nicht der Wille eines Einzigen diese schönen Gebäude alle entstehen hieß, sondern daß jeder Besitzer baute, wie sein Wille oder seine häusliche Lage es bestimmten. Aber man sieht auch, daß gebildete, die Kunst liebende Menschen hier wohnen, die mit dem Zeitalter fortschreiten und ihre Reichthümer auf würdige Weise anzuwenden wissen.

Die Straßen wimmeln von wohlgekleideten Leuten aus allen Klassen, von schönen Equipagen und allem Gewühl einer großen Handelsstadt. Seit zehn Jahren, die ich in Weimar verlebte, ward dieses mir fremd. Mich ergreift hier ein heimathliches Gefühl, alles erinnert mich an Danzig, meine liebe Vaterstadt, und an Hamburg, wo ich durch eine Reihe von dort verlebten Jahren einheimisch ward. Glänzende Magazine und Laden, angefüllt mit allem,

was das Leben zum Schmuck und zur Erhaltung erfordert, nehmen den Erdſtock faſt aller Häuſer ein. Alles, was ich ſehe, trägt das Gepräge von Wohlhabigkeit und Luſt am Lebensgenuß nach gethaner Arbeit, die hier ihren Lohn reichlich ärndtet. Zwar mag wohl in Frankfurt wie in andern Städten mancher Dürftige in Elend ſchmachten, aber nirgend erblickte ich eine Spur davon. Jeder Arbeitsfähige kann hier lohnende Beſchäftigung finden, und ſo wird es, bei der anerkannten Wohlthätigkeit der hieſigen Reichen gegen Hülfloſe, auch wahrſcheinlich, daß hier im Ganzen weniger Armuth zu finden ſey, als in andern großen Städten, ungeachtet das Leben in Frankfurt ſehr theuer iſt.

Wir haben hier leider nur zwei Tage zu bleiben, weil wir in Schwalbach die Kur anfangen wollen, ehe der in dieſem Jahre dort erwartete große Schwarm von Badegäſten eintrifft, und acht und vierzig Stunden ſind ſehr wenig für eine Stadt wie dieſe. Doch wir wollen jede einzeln benutzen und zuſehen, wie weit wir damit reichen.

Nach Göthen noch etwas von der ehrwürdigen Domkirche, dem Römer und den übrigen öffentlichen merkwürdigen Gebäuden und Anstalten Frankfurts sagen zu wollen, wäre anmaßend und überflüssig zugleich. Nur des neuern schönsten Theils der Stadt, der langen Reihe prächtiger Häuser längs dem Ufer des Mains will ich erwähnen. Mit Recht trägt diese den Namen der „schönen Aussicht," denn wenig Städte haben eine ähnliche aufzuweisen, als die ist, welche die Fenster dieser Häuser gewähren. Der dicht vorüberströmende, von Flößen und Schiffen belebte Main, die einem Garten ähnlichen entgegengesetzten Ufer, die Vorstadt Sachsenhausen und die große steinerne Brücke, welche zu dieser über den breiten Strom, sanft sich wölbend, führt, bilden hier ein herrliches Panorama. Wir fuhren über die Brücke nach Sachsenhausen, welches an und für sich schon eine nicht unbeträchtliche Stadt ausmachen würde. Vormals war es ein enges winkliges Nest, berühmt wegen der Rohheit und Widerspenstigkeit seiner Bewohner. Noch steht darin freilich manches alterthümliche dunkle Gebäude als Denkmahl voriger

Zeiten, aber allmählich gewinnt auch Sachſenhauſen eine andre Geſtalt; neue hübſche Häuſer erſtehen neben den alten räuchrigen, und komme ich nach zwanzig Jahren wieder, ſo werde ich Sachſenhauſen eben ſo verändert finden, als mir jetzt Frankfurt erſcheint.

Nichts reizenderes giebt es, als die an der Stelle der demolirten Wälle angelegten Spaziergänge, die wie ein großer Blüthenkranz ſich rings um Frankfurt hinziehen. Die Stadt liegt jetzt wirklich mitten in einem ungeheuren Roſengarten, der in dieſem Augenblick in voller Blüthe ſteht. Schöne Bäume und neben ihnen alle Arten inländiſcher und einheimiſch gewordener Sträuche bilden duftig-ſchattende Gänge, welche bald in geraden Alleen, bald in ſchlängelnden Fußſteigen durch dieſe großen, an der Schauſſee ſich hinziehenden Anlagen führen. Sie ſtehen aller Welt offen und werden doch von allen ſchonend behandelt; niemand denkt daran, Blumen und Zweige zu brechen. Die unzähligen Nachtigallen, welche im Frühling dieſen Blüthenhain beleben, ſind leider jetzt verſtummt. Eine große Anzahl allerliebſter netter Land-

häuser liegen wie Pavillons in dem großen Garten zerstreut, umgeben von kleinen Blumengärtchen, und größere, zum Theil prächtige Gebäude — der Sommer-Aufenthalt der reichern Familien — glänzen nahe und fern aus dicht belaubten Bäumen hervor.

Obgleich unsre Zeit uns nicht erlaubt, Einladungen zu Frankfurts geselligen Kreisen anzunehmen, so überzeugt uns doch alles, daß ächte Gastfreiheit hier oder nirgends wohnt und der Ton der Gesellschaft sehr angenehm seyn muß. Mit liebenswürdigem Zuvorkommen tritt man uns überall entgegen und erleichtert unsern Zweck, alles zu sehen, was in so kurzer Zeit sich sehen läßt. Blieben wir länger hier, wir würden bald einheimisch uns fühlen unter diesen freundlichen gebildeten Menschen, bei denen jede Saite Anklang findet, so bald man sie berührt. Einen Abend habe ich aber doch im Theater zugebracht. Sie wissen, daß ich dieses auf Reisen selten versäume, selbst nicht in Städten, wo ich ganz unbekannt, vielleicht nur einen Tag verweile. Das unbehagliche Gefühl des Alleinseyns unter uns fremden Men-

schen verliert sich nirgend leichter als im Schauspielhause, wo wir, mit Hunderten zu einem Zweck versammelt, Rührung, Erheitrung, ja, wenn es seyn muß, auch Langeweile redlich theilen. Was wir zu Hause sonst sahen und hörten, sehen und hören wir hier wieder; ein heimathliches wohlthuendes Gefühl bemächtigt sich unser dabei, und um die Täuschung zu vollenden, meinen wir sogar, bekannte Gesichter in allen Logen zu erblicken. Gern überlasse ich mich der freundlichen Täuschung, die mich, wenn auch nur für ein paar Stunden, in der fremden Stadt gleichsam einbürgert.

Das Schauspielhaus ist, wie es sich für diese bedeutende Handelsstadt ziemt, ansehnlich, groß und bequem. Der Umstand, daß alle Logen von Abonnenten eingenommen sind, setzt bei der zuvorkommenden Gastlichkeit ihrer Inhaber den Fremden in keine Verlegenheit, denn alle, die ihn einigermaßen kennen, beeifern sich, ihm Plätze anzubieten. Sehr leid that es mir, daß ich in der Hoffnung getäuscht ward, eine Oper zu sehen, denn nach dem Urtheil aller Musikkenner gehört die Frankfurter Oper zu den

besten in Deutschland, besonders in Hinsicht auf das Orchester, und selbst die Aufführung der Symphonie überzeugte mich schon, daß es seinen großen Ruf wohl verdient.

Von der Aufführung der sonst ziemlich in Vergessenheit gerathenen Kreuzfahrer von Kotzebue, die ich hier nach vielen Jahren zuerst wiedersehen mußte, kann ich Ihnen nicht viel sagen. Das Frankfurter Theater scheint mir in dem nämlichen Zustande wie jetzt alle andere deutschen Bühnen zu seyn. Man findet wenig ganz Vortreffliches, wenig ganz zu Verwerfendes, viel Mittelmäßiges und nirgend ein abgerundetes Ganze, in welchem, ein Theil zum andern passend, alle zusammenstimmend, in einander eingreifend, ein ächtes Kunstwerk erfreulich darstellen.

Die Dekorazionen waren zum Theil recht schön, besonders die Kirche im letzten Akt und das Sprachzimmer mit dem Gitter, hinter welchem der Ritter von der Aebtissin wie eine Maus in der Falle gefangen wird. Die Kostüms waren glänzend, aber ich vermißte dabei eine alles ordnende Hand. Die Rit-

ter schienen aus sehr verschiedenen Zeitaltern zusammen gekommen zu seyn, und die Nonnen mit ihren Locken und ihren Schleiern von schwarzem Kreppflor gehörten wohl in das Gefolge der Maria Stuart, aber nicht in ein Kloster. Auch sahen diese dem Einmauern ihrer Schwester und dem Eindringen der fremden Krieger sehr gelassen zu. Aehnliches aber geschieht auf allen Theatern, selten vermehren Statisten den Eindruck des Stückes, was doch ihre Bestimmung ist, oft ziehn sie ihn gar ins Lächerliche herab. Freilich sind sie nicht Schauspieler und sollen es auch nicht seyn, aber daß sie unter guter Leitung ihren Platz dennoch recht gut ausfüllen können, davon haben mich in früheren Zeiten manche einzelne Vorstellungen auf dem kleinen Theater von Weimar überzeugt. Uebrigens gehörte die ganze Darstellung der Kreuzfahrer keinesweges zu den schlechten; Herr Heigel spielte den Balduin von Eichhorst mit Natur und Gefühl, auch mehrere der übrigen Rollen wurden sehr gut durchgeführt. Die gute, ewig klagende Emma trat freilich so durchdrungen vom Gefühl ihrer Leiden auf, daß keine Steigerung für den Gipfel

derſelben ihr möglich blieb; mit wahrer Freude aber ſah ich Frau Vohs in der Rolle der Aebtiſſin. Ihre ſchöne Geſtalt und die Würde ihrer ganzen Haltung eignen ſich ganz für die höhere Tragödie. Ich hatte dieſe Künſtlerin ſchon oft in Weimar rühmlich nennen hören, ohne je ſie geſehen zu haben, und freute mich, noch jetzt Spuren der dortigen frühern Schule in ihrem Spiel zu entdecken, nur ſcheint ſie ſich in ſpätern Zeiten eine etwas ermüdende Monotonie der Deklamazion angewöhnt zu haben.

Daß Frankfurt einen Reichthum an Kunſtſammlungen aller Art, beſonders an Kupferſtichen, Handzeichnungen und Gemälden beſitzt, läßt ſich von dieſer ſo günſtig belegenen, von reichen gebildeten Menſchen bewohnten Stadt nicht anders erwarten. Gern möchte ich alle ſehen, und bei der Liberalität ihrer Beſitzer hätte ich auch wohl dazu gelangen können, wäre mir nur die Zeit nicht ſo ſpärlich zugemeſſen.

So begnügte ich mich mit der Sammlung des Herrn Städel, als der berühmteſten und zahlreich-

ſten, und beſchränkte mich auch hier nur auf die Gemälde, denn ſeine Handzeichnungen und Kupferſtiche durchzugehen, würde mehr Tage erfordern, als ich in Frankfurt Stunden zu verweilen habe. Der ehrwürdige Greis*) empfing uns aufs freundlichſte, und machte uns ſelbſt, trotz ſeines hohen, mit mancher Beſchwerde verknüpften Alters, auf ſeine vorzüglichſten Gemälde aufmerkſam, deren Anblick ihn wieder zu verjüngen ſchien.

Wenig Privatſammlungen werden mit dieſer ſich meſſen können. Sie nimmt eine bedeutende Reihe von Sälen und Zimmern ein, von deren Wänden uns Werke der berühmteſten Meiſter aller Schulen entgegen glänzten. Der Reichthum iſt zu groß, als daß ich bei einem einzigen Beſuch mehr hätte davon

*) Herr Städel ruht nun ſchon ſeit einigen Monaten im Grabe. Seine Sammlungen mit einem beträchtlichen Kapital zur Erhaltung und Vermehrung derſelben hinterließ er durch teſtamentariſche Verfügung der Frankfurter Kunſtſchule, die dadurch wahrſcheinlich eine der bedeutendſten wird.

tragen können, als den erfreulichen Eindruck des Ganzen. Ich wußte nicht, wohin ich die Blicke wenden sollte; hier zog mich das schöne Porträt einer Frau mittleren Alters von Holbein an, wohl werth, neben den sich zu stellen, welches Graf Benzel-Sternau in Emmerichshoff besitzt; dort überglänzte ein prächtiges Gastmahl von einem Schüler des Paul Veroneſe alle andern Gemälde. Dann fesselte mich ein Blumenstück von Huysum; ein paar kleinere noch schönere von Rachel Ruysch schienen mir entgegen zu duften, da zogen mich ein paar Trauben schmausende Lazaronis von Murillo's Meisterhand von ihnen ab. Nichts, was den Kunstfreund erfreuen kann, fehlt in dieser unschätzbaren Sammlung, wenn er nur Zeit hat, alles zu betrachten.

Dem alten berühmten Maler Morgenstern, dessen kunstreicher Hand wir die Erhaltung manches trefflichen Gemäldes verdanken, stattete ich auch einen Besuch ab; seine durch Göthe uns bekannt gewordenen Miniaturkopien größerer Gemälde veranlaßte mich besonders dazu. Ihn selbst konnte ich nicht sehen, Krankheit und Altersschwäche fesseln ihn schon

seit Monaten an das Bette; aber sein Sohn empfing uns, der schon jetzt an des Vaters Stelle tritt und mit vielem Erfolge die von ihm erlernte schwere Kunst übt, schadhafte alte Gemälde mit schonender Hand und richtigem Gefühl zu reinigen und zu ergänzen.

Etwas hübscheres, das mich mehr angezogen hätte, als die kleine Gallerie Miniaturbilder des Vaters, welche der Sohn mir zeigte, sah ich nie in meinem Leben, und gewiß giebt es keine zweite Sammlung dieser Art in der Welt. Denken Sie sich einen flachen Schrein mit zwei Flügelthüren, die ihn verschließen, wie man das an alten, besonders Altargemälden sieht, etwa drei Ellen hoch, und, wenn die Thüren offen stehn, etwas breiter als hoch, diese kleine so gebildete Wand über und über mit aufs sauberste in Oel gemalten Miniaturbildchen überdeckt. Alle Gemälde von Werth, die während eines langen arbeitsvollen Lebens durch des alten Meisters Hände gingen, hat er hier mit unsäglichem Fleiß im kleinsten Format aufs treuste kopirt. Mir war beim ersten Blick darauf, als sähe ich eine große herrliche Bilder-Gallerie durch ein Verkleinerungsglas an. Nichts, auch nicht die unbedeu-

F. Bach

tendſte Kleinigkeit iſt auf einem dieſer Bilder weggelaſſen oder verändert, und alles aufs ſorgfältigſte und zarteſte ausgeführt bis ins geringſte Detail. Aber nicht nur dieſes giebt der Sammlung ihren Werth, noch bewundernswürdiger iſt es, wie Morgenſtern den Geiſt aller der von einander ſo verſchiednen Künſtler ſo auffaſſen konnte, wie er die Eigenheiten, den Ausdruck, den Farbenton, mit einem Wort die Manier eines jeden Einzelnen in dem engen Raum mit täuſchender Wahrheit darzuſtellen wußte. Alles, was man in großen Gallerien findet, iſt auch hier vereint. Einzelne Köpfe, Landſchaften, Thierſtücke, Seeſtücke, niederländiſche Bauernſtuben, hiſtoriſche Gemälde aus allen Schulen, von allen Meiſtern. Die Figuren auf den Landſchaften ſind winzig klein, die Köpfchen auf den hiſtoriſchen Gemälden nicht größer, als auf Kalenderkupfern, und alle haben Geiſt, Ausdruck und die größte Aehnlichkeit mit den Originalen, von denen ich manche früher geſehene wieder erkannte. Unter andern einen heiligen Johannes von Mengs, der lange in Weimar war. Zwei ſolcher Schränkchen ſind ganz mit Gemälden bedeckt, im dritten iſt noch

Platz, der leider wohl unausgefüllt bleiben wird. Die Anzahl der Gemälde schien mir in die Hunderte zu gehen; sie sind ein seltner Schatz, wohl werth, daß er einst in Hände gerathe, die ihn zu würdigen wissen.

Auch als Perspektivmaler kann der alte Morgenstern zu den bedeutendsten Künstlern in diesem Fach sich zählen. Ich sah in seinem Hause sein Lieblingsbild, von dem er nie sich trennen mochte; es stellt das Innere einer schönen hellen Kirche vor.

Herr von Bethmann hat in seinem ganz nahe an der Stadt belegnen Garten allen Kunstfreunden einen großen Genuß bereitet. Er widmete ein großes, ihnen immer offen stehendes, mit Säulen tempelartig geschmücktes Gebäude der plastischen Kunst. Vortreffliche Abgüsse der schönsten antiken Statuen und Büsten sind hier, schön beleuchtet, theils in der großen Eintrittshalle, theils in daran stoßenden Kabinetten aufgestellt und mit feinem Kunstsinn so geordnet, daß die zu einander passenden auch zusammen stehen. Hier sah ich zum erstenmal ein bedeutendes Werk unsers berühmten Denneckers, von welchem

Schwalbach, 16 Jul. 1816.

Das Wetter war wieder wunderschön nach mehreren regnigten Tagen, der Weg vortrefflich, die angenehmste Gegend und mannigfaltige Ansichten des Mainstroms ergötzten uns auf dem kurzen Wege von Frankfurt nach Wiesbaden, bis näher an letzterm eine weite ausgebreitete Aussicht auf den Rhein uns wirklich entzückte. Da sahen wir nun zuerst den herrlichen freigekämpften Strom sich winden um seine Inseln, durch den mit Städten und Dörfern dicht besäeten fruchtbaren Rheingau.

Man wird in diesen Gegenden so schnell auf den Posten befördert, daß wir schon gegen eilf Uhr in Wiesbaden eintrafen, obgleich unsre Abfahrt aus Frankfurt sich ein wenig verspätet hatte. Wir traten in der Wohnung unsrer Freundinnen aus Jena ab, denn in diesem Jahr ist hier während der Badezeit an ein bequemes Absteigequartier in einem Gasthofe nicht zu denken, weil die sehr zahlreichen Brunnengäste jeden bewohnbaren Winkel längst eingenommen haben. Die Stadt ist nicht klein und vergrößert sich mit jedem Tage; überall sahen wir neue hüb-

ſche Häuſer im Entſtehen, alles baut, um dem dringenden Bedürfniß der mit jedem Jahr zunehmenden Zahl der Fremden abzuhelfen. Die mehreſten Badegäſte wohnen hier bis jetzt weder elegant noch bequem, Ausnahmen finden ſich freilich. Die Wohnungen, welche nahe an der Hauptquelle liegen, ſind ſehr warm, an heißen Tagen, wie dieſer einer war, ſcheint es mir faſt unmöglich, in der erſtickenden feuchtwarmen Luft zu athmen, aber in der ſogenannten kalten Stadt, welche von der Quelle entfernter liegt, iſt die Luft beſſer und kühler. Jede Wohnung hat ihre eignen gemauerten Bäder, in welche das ſiedend-heiße Waſſer durch Kanäle geführt wird, und jeder Badegaſt erhält mit ſeiner Wohnung den Schlüſſel zu einem derſelben, deſſen er allein ſich bedienen darf. Dies iſt eine von Wiesbadens größten Annehmlichkeiten, die man ſelten in andern Bädern findet.

Da unſer Aufenthalt in Wiesbaden gerade auf einen Sonntag fiel, ſo beſchloſſen wir im Kurſaal zu Mittag zu eſſen, weil ſich an dieſem Tage dort beinahe die ganze Geſellſchaft verſammelt, und wir

manche Bekannte zu finden hofften; aber das ging nicht so leicht, als wir es dachten. Wer hier an der Sonntagstafel Platz finden will, muß ihn mehrere Tage vorher bestellen und dessen Nummer sorgfältig bewahren, sonst kann er der Seligkeit nicht theilhaftig werden, mit einigen hundert Personen, unter dem Geräusch einer betäubenden Tafelmusik und dem Geklapper der Aufwärter zwei Stunden lang am Tische zu sitzen. Ohne die sich aufopfernde Güte einiger Freunde, die uns ihre Plätze abtraten, wären wir auch nicht dazu gelangt. So ist es aber nur an Sonntagen, denn in der Woche essen die mehresten Brunnengäste auf ihrem Zimmer, und kommen nur an diesem Tage hervor, dessen Freuden ein Ball beschließt, zu welchem sich immer auch viele Einwohner von Mainz und der umliegenden Gegend einfinden, die dann neues Leben in die Gesellschaft bringen.

Der Kursaal ist ein so schönes imponirendes Gebäude, wie ich es noch in keinem Brunnenorte sah; eine hübsche Allee führt zu ihm hin, und sehr angenehme Spaziergänge rings um einen großen Teich schließen sich an ihn an.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY

Außer dem Saal, wo gespeist und getanzt wird, und in welchem mehrere hundert Personen bequem Platz finden, enthält dies Gebäude noch einige recht artig dekorirte und meublirte Zimmer zum Spiel und für kleinere Gesellschaften. Den großen Saal selbst umgiebt eine von hohen Marmorsäulen getragene Gallerie, viele glänzende Kronleuchter blitzen von der Decke herab und vervielfältigen sich in den großen Spiegeln. Die Säulen sind alle von grauem inländischen Marmor, der in der Gegend von Limburg gebrochen wird; sie würden sehr schön seyn, wenn man dahin getrachtet hätte, die Zusammensetzung der Säulenschäfte mehr zu verbergen.

Die an mehreren langen Tafeln ziemlich gut bediente Gesellschaft war sehr elegant, doch sahen wir bald deutlich, daß das Ganze unter sich wenig Verbindung hat. So ist es aber in allen Badeörtern, wo man nicht am Brunnen trinkt, der doch immer den besten Vereinigungspunkt ausmacht. Bekannte halten sich hier zu Bekannten, wie wir auch thaten, dadurch aber zerstückelt sich der große Kreis in unzählige kleine, und an allgemeine Geselligkeit, die in

Brunnenorten doch zu Hauſe ſeyn ſollte, iſt nicht zu denken. Alles zerfällt in kleine Kotterien von alten Freunden und Landsleuten, welche zuſammen die himmliſche Gegend umher beſuchen. Wer hier allein aus weiter Ferne ankommt, dem muß zu Muthe ſeyn wie einem einzelnen Regentropfen im Ozean.

Die zwei Meilen von Wiesbaden nach Schwalbach ſind ſehr bergig. Sie führen faſt immer durch einen ſchönen dichten Wald über die hohe Wurzel, ſo heißt eine Anhöhe unfern der Schauſſee, zu welcher von Schwalbach aus fleißig gewallfahrtet wird. Von dieſer Stelle umfaßt das Auge mit einem Blick den ganzen Rheingau bis an die Thürme von Mainz, und weiter hinaus die vom Main durchſtrömten Gegenden; gute Augen entdecken ſogar bei hellem Wetter die Thürme von Frankfurt; es iſt eine der ausgebreitetſten Ausſichten im Taunus-Gebirge. Schwalbach erblickt man erſt, wenn man hereinfährt, tief und ſteif windet ſich der Weg eine beträchtliche Anhöhe hinab, in das von waldbewachſenen Bergen eng umſchloßne Thal, durch welches der kleine Ort ſich lang und ſchmal hinzieht. Mit Recht heißt er ei-

gentlich Langenschwalbach, denn er besteht fast nur aus einer einzigen Straße, und selbst recht bedeutende Städte werden selten eine aufzuweisen haben, welche diese an Länge überträfe. Der zunächst liegenden wild-romantischen Umgegend fehlt es nicht an ländlichem Reiz, an schönen Wiesen, schattendem Wald und herrlichen Bäumen; aber gleich beim ersten Schritt vermißte ich überall die sorgliche Pflege, das bescheidne Nachhelfen der Gartenkunst, welche in einem nicht günstigern Klima die Gegend um Karlsbad so unaussprechlich verschönern und eigentlich erst recht genießbar machen. Auch auf diesen Bergen, in diesen schattigen Gründen könnten ohne großen Aufwand von Geld und Mühe bequeme Fußpfade angelegt werden; an schönen Bäumen fehlt es nicht, unter denen ein dem Ermüdeten höchst willkommner Ruhesitz winken könnte, nicht an lieblichen Aussichten in das Thal, bei welchen ein einfach schützendes Dach höchst willkommen wäre, um sich ihrer bequem erfreuen zu können. Aber den guten Bürgern von Schwalbach, welche hier die Herren spielen, kömmt dergleichen nicht in den Sinn. Sie vermiethen ihre

Wohnungen zum möglichſt hohen Preis, den ſie erhalten können, laſſen ſich den übrigen Gewinn, den ihnen die Badegäſte bringen, wohl gefallen, doch um ihre Bequemlichkeit kümmern ſie ſich weiter nicht. Sie füllen jährlich mehrere tauſend Krüge mit ihrer heilbringenden Quelle, deren Verſendung ihnen viel Geld einbringt, aber die Quellen liegen in einem naſſen Wieſengrunde, und bei feuchten Sommern, wie dieſer, waten die Trinkenden wirklich in einem Sumpfe herum; denn ſelbſt hier wird nicht durch wohl erhaltene Kieswege für Geſundheit geſorgt.

Auch den Wohnungen fehlt das freundlich einladende, reinliche Anſehen, welches dem Badegaſt in Karlsbad gleich beim Hereinfahren den Ort ſeines künftigen Aufenthalts ſchon im voraus angenehm macht. Im Innern derſelben vermißt man manche, beſonders im Bade faſt unentbehrliche Bequemlichkeit, denn alle ſind nur mit dem nothwendigſten Geräthe, und das ſo einfach, mitunter ſo altväteriſch als möglich. Das Sopha, welches uns unſer Wirth mit Mühe verſchaffte, iſt der Gegenſtand des Neides aller unſerer Bekannten, denn im ganzen Ort ſind

deren gewiß kein Dutzend vorhanden. Dennoch fehlt es in Schwalbach nie an zahlreichem Zuspruch, und die Gewißheit desselben bewegt wahrscheinlich die Bürger, sich um Gäste wenig Mühe zu geben, da diese von selbst sich einfinden. Unsre Wohnung gehört indessen zu den bessern im Ort. Wir wohnen im Kaiserſaal, dem größten und besuchtesten Gasthof, der aber außer dem Namen nichts kaiserliches aufzuweisen hat. Doch muß ich Herrn Wiegand, dem Eigner desselben, bei dieser Gelegenheit wegen seiner aufmerksamen Gefälligkeit und auch wegen der Billigkeit seiner Forderungen das ihm gebührende Lob ertheilen. Außer dem Kaiserſaal sind noch mehrere Gasthöfe und eine Menge Privathäuser zur Aufnahme von Fremden bestimmt. Die Gesellschaft ist jetzt noch klein, vergrößert sich aber mit jedem Tage. Alle Wohnungen sind für die letzte Woche dieses Monats im voraus bestellt. Dann tritt die glänzendste Periode in Schwalbach ein und währt bis zur Mitte des Augustmonats. Mit dem zwanzigsten Juli beginnen die Bälle, die Spieler ziehen dann auch wie Hayfische herbei, und der beschränkte Raum des

engen Thals wimmelt von fröhlich buntem Leben. Jetzt wandeln wir noch in sehr kleiner Anzahl zum Brunnen, das blaugeränderte vorschriftsmäßige Trinkglas in der Hand, und zwar gegen sieben Uhr des Morgens, weil die Sonne dies enge Thal erst spät erwärmt.

Eine ziemlich lange, mit hohen Bäumen dicht besetzte Allee führt vom Orte an bis zu der besuchtesten Quelle, die man den Weinbrunnen nennt, und dient den Trinkenden zur Promenade. Auf einer sehr schlechten hölzernen Treppe, seitwärts zu Ende der Allee, steigt man herab auf die kleine sumpfige Wiese, in deren Mitte die Quelle reichlich sprudelt, zwar mit einer Balustrade umgeben, aber ohne alle Bedachung. Zwei Männer schöpfen den heilbringenden Trank, der wie Champagner braust und wirklich etwas Berauschendes hat. Die übrigen Umgebungen der Quelle sind die kunstlosesten, die man sich denken kann. Des Sumpfes, der sie umgiebt, habe ich schon ehrenvoll erwähnt; die einem verfallnen Pferdestall ähnliche hölzerne Barake, unter welcher die Brunnengäste beim Regen Schutz suchen müssen, paßt

vollkommen zum übrigen. Man erzeigt dieſer die Ehre, ſie eine Kolonade zu nennen; ſie iſt ſo enge, daß kaum dreißig Perſonen darunter Raum finden, wenn ſie auch ganz ruhig neben einander ſtehen wollen. Die verſtimmte Harfe eines Juden und ein gewaltig dazu ſchreiendes Mädchen machen den muſikaliſchen Theil der Morgen-Unterhaltung aus, und beide Virtuoſen ſind auf Uebung ihrer Kunſt ſo erpicht, daß weder Geld noch gute Worte ſie zum Schweigen zu bringen vermögen. Schmutzige Juden mit allerlei kurzer Waare verengen in großer Anzahl den beſchränkten Raum der ſogenannten Kolonade und haben wenigſtens das Gute, daß niemand durch ihr Waarenlager ſich hier wie in den Karlsbader Magazinen zu großen Ausgaben verleiten läßt, auf die er bei dem Antritt der Reiſe nicht rechnete.

Die zweite Quelle, der Stahlbrunnen, liegt höher, zur Seite des Ortes. Die ſie umgebenden Alleen ſind ſonniger und beſſer erhalten, aber auch ſehr feucht und ohne Kieswèg; eine geräumigere, etwas leidlichere Kolonade bietet hier Schutz gegen die Witterung, kurz, alles ſieht im Ganzen anſtändiger

und einem Badeorte ähnlicher aus. Sogar einige mit Putzsachen und andern Waaren angefüllte Laden sind unter den Säulen zu finden; auch hier glänzen freilich Karlsbads Herrlichkeiten nicht, aber man hat doch Gelegenheit, für kleine Bedürfnisse des Augenblicks zu sorgen, ohne erst deshalb nach Frankfurt schreiben zu müssen. Der Stahlbrunnen wird indessen weniger benutzt, als der Weinbrunnen, weil das Wasser, bei sonst völlig gleicher Wirkung, dem Magen weniger zuträglich ist.

Schwalbach, 25. Jul.

Jetzt ist hier der lustige bunte Wirrwar des Badelebens in vollem Gange. Aus allen Fenstern gucken zierliche Lockenköpfe bis unters Dach hinauf, und Säle, Straßen und Spaziergänge wimmeln von Brunnengästen, denen man es ansieht, daß nicht das Bedürfniß einer Kur sie hieher führte. Die Gesellschaft besteht zwar jetzt fast aus allen europäischen Nazionen, doch ist der größte Theil derselben in Frankfurt, Mainz und andern benachbarten Städten zu Hause. Böse Zungen behaupten sogar, ein alljährlicher Besuch in Schwalbach oder Wiesbaden sey ein unerläßlicher Artikel des Ehekontrakts in diesen Gegenden. In allem mögen jetzt wohl unsrer fünf bis sechs hundert hier versammelt seyn, ohne die Zugabe von Bedienten und Zofen. Wir machen zusammen Lärm genug in diesem kleinen Winkel der Welt, in welchem wir eben nur Raum genug haben, uns herum zu drehen, das versichre ich Ihnen. Nur wenige von uns suchen sich zu isoliren, oder kleine abgesonderte Kotterien zu bilden. Freilich hat jeder einen Kreis, zu welchem er sich vorzugsweise hält, aber

bei allen vorkommenden Gelegenheiten vereinen ſich dieſe kleinen Kreiſe zu einem Ganzen, und jedes trägt gern zum allgemeinen Vergnügen ſein Scherflein bei, ohne Rückſicht auf Rang und Titel. Noch nie ſah ich einen Brunnenort, in welchem man ſich wechſelſeitig mehr entgegen käme und ganz ohne alle Repräſentazion. Auch iſt eigentlich gar kein Raum zum Repräſentiren vorhanden; ein Hof, der ſich hieher verirrte, würde ſchon um ein Lokal dazu in Verlegenheit kommen, wenn er ſeine gewohnte Sitte mitbringen wollte. Bei der vollkommenſten Gleichheit aller gebildeten Stände artet dennoch der Ton der Geſellſchaft nicht aus, und nie bemerkte ich noch die kleinſte auffallende Unſittlichkeit. In der Kleidung herrſcht Eleganz, doch keine übertriebene Pracht. Das Leben iſt nicht wohlfeil, doch auch nicht theuer zu nennen, beſonders da alles ſehr gut iſt, was man für ſein Geld erhält, Wohnung und Bäder ausgenommen. Im Grunde kann ich den oben erwähnten Artikel der Ehekontrakte nicht ſehr tadeln, denn es giebt wenig Orte, wo man einige aus einem ganzen langen Jahr zur Erholung auserwählte Wochen fröh-

licher und anständiger hinbringen könnte, ohne gro-
ßen Aufwand von Geld.

Wie wir hier leben, ist nicht wohl anders recht anschaulich zu machen, als wenn ich Ihnen einen Tag in Schwalbach von Anfang bis zu Ende beschreibe; denn alle gleichen sich, mehr oder weniger. Gegen sieben Uhr ziehen wir sammt und sonders zum Weinbrunnen, die vielen schönen weißgekleideten Gestalten der Damen beleben, gleich so viel Hamadryaden, die dunkelgrüne Dämmerung der zu ihm führenden Allee und gewähren einen sehr anmuthigen Anblick. Doch möchte ich ihnen lieber zu wohl wattirten Ueberröcken und starken wasserdichten Schuhen rathen. Nirgends sind diese nöthiger, als in diesem immer kühlen und feuchten Laubgewölbe, durch welches nur selten ein Sonnenstrahl dringt. An allen Brunnen der Welt wird geschwatzt, getrunken und Bekanntschaft gemacht, aber nirgend geht alles dieses besser von Statten, als in Schwalbach; das Trinken, weil das Wasser höchst angenehm schmeckt, das Plaudern und schnell mit einander Bekanntwerden, weil das durchaus unwürdige Lokal gewaltsam an einander

drängt und uns alle als Leidens-Brüder und Schwestern vereinigt. Der Menſch iſt nie geſelliger und anſchließender, als bei einem Unglück, welches alle gleich trifft, das haben wir bei Plünderung und anderer Kriegesnoth zur Genüge erfahren; daher ſchreibe ich einen großen Theil der Leichtigkeit, mit der man hier Bekanntſchaften macht, dem ſchlüpfrig naſſen Boden am Quell und dem löcherigen Dach der ſchönen Kolonade zu. Doch möchte ich nicht, daß die Rathsherren von Schwalbach etwas von dieſer meiner pſychologiſchen Bemerkung erführen, ſie wären im Stande, die bretterne Bude ganz abzubrechen und uns bis an die Knie im Moraſt zu verſenken, einzig zu mehrerer Beförderung der Geſelligkeit; jetzt kommen wir doch noch mit durchnäßten Schuhen davon. Nachdem wir unſre beſtimmte Zahl von Gläſern geleert haben, machen wir noch eine kleine Promenade zum Stahlbrunnen und ſehen uns dann gegen neun Uhr nach dem Frühſtück um, welches jeden in ſeiner Wohnung erwartet. Oeffentliche große Frühſtücke ſind hier nicht gebräuchlich, wenigſtens nicht in dieſem regnigten Sommer; hin und wieder etabliren

ſich wohl kleine Tiſchchen in der Allee, vor dem daran in geringer Entfernung von der Stadt belegnen Alleeſaal, aber gewöhnlich treibt der Regen ſie bald wieder fort, und ſelbſt an ſchönen Morgen iſt der Aufenthalt in der kühlen feuchten Allee nicht rathſam, beſonders wenn man vom Gehen nur im mindeſten warm ward.

So weit geht es gut, aber nun bricht eine böſe Stunde herein, in der niemand ein freundliches Geſicht macht. Alle ſchelten, zanken, ärgern ſich gewaltig, und die Polizei hat nicht Beine genug, um überall hinzulaufen, wo man ſie verlangt, nicht Ohren genug, um alle Klagen zu hören. Es iſt die Badeſtunde, lieber Freund, in welcher ein heilloſer Dämon ganz Schwalbach zu beherrſchen ſcheint. Niemand wird zufrieden geſtellt, obgleich Treppen und Gänge von den ſchweren Tritten der häßlichſten Najaden in der Welt dröhnend wiederhallen.

Wirklich iſt das Baden in Schwalbach das unangenehmſte, und bei aller Trefflichkeit des Waſſers das zweckloſeſte, oft ſchädlichſte, was ſich denken läßt, weil die ganze Einrichtung deſſelben durchaus fehler-

haft iſt. Schon daß man in ſeinem eignen Zimmer, in einer ſehr engen kleinen Wanne zu baden gezwungen iſt, taugt nichts; obendrein muß man dieſe oft mit andern Badegäſten theilen, wenn man ſie nicht mit Argusaugen bewacht, denn die vorhandene Anzahl derſelben reicht nicht hin, um jeden Einzelnen damit zu verſehen. Das Waſſer wird von eigenen, dazu angeſtellten Weibern in großen Kübeln auf den Köpfen herbeigetragen. Mit lautem Geplapper ſtampft davon immer wenigſtens ein halbes Dutzend zugleich in das meiſt enge Zimmer der Fremden herein, und gewährt eben keinen reizenden Anblick. Dieſe Weiber ſtehen zwar unter der Polizei, deren Diener bei jedem Ruf erſcheinen, auch ſonſt fleißig nachfragen, wie man bedient werde, aber nie erlebte man noch, daß irgend einer der unzähligen Beſchwerden der Badenden deshalb abgeholfen würde. Auch iſt das Haupt der Polizei, an welches man ſich vorzüglich zu wenden hat, in der Badezeit immer krank und unzugänglich, gleich den unſterblichen Göttern in ihrem Olymp. Daher erhält man ſein Bad nie zur beſtimmten Zeit, kann nie lange genug darin bleiben oder vor dem An-

kleiden eine halbe Stunde ruhen, wenn man bei der Mittagstafel erſcheinen will, und, was noch ſchlimmer iſt, das Waſſer hat nie die gehörige Temperatur. Immer iſt es entweder zu kalt oder zu heiß, und ſelten gelingt es, noch einen Kübel voll warmen oder kalten Waſſers von den hartherzigen Najaden zu erflehen. Wer, in Privathäuſern wohnend, von ſeinen Hausleuten das Bad bereitet erhalten kann, wird freilich etwas beſſer bedient, aber ſo glücklich ſind nur wenige, und dieſe Privatwohnungen haben wieder andre Unannehmlichkeiten.

Doch auch dies böſe Stündlein geht vorüber wie die guten. Nach ein Uhr eilt alles zu den durchaus ſehr reichlich und gut beſetzten Tiſchen. Ehre dem Ehre gebührt; in Hinſicht des Eſſens und Trinkens bleibt Karlsbad weit hinter Schwalbach zurück. Faſt alle Gäſte ſpeiſen an den öffentlichen Tiſchen, deren es mehrere giebt, welche alle lobenswerth beſtellt ſind. Die vorzüglichſten ſind im Alleeſaal, in der Kette, in der Poſt und in unſerm Kaiſerſaal zu finden. Letzterer wird für den beſten gehalten. Dort eſſen wir gewöhnlich, hoſpitiren aber auch oft in den

andern Sälen, wo wir Freunde und Bekannte wiſſen, die uns dann wieder einen Gegenbeſuch an unſerm Tiſche abſtatten. Die Geſellſchaft beſteht jetzt im Kaiſerſaal gewöhnlich aus ſiebzig bis achtzig Perſonen. Der Saal erſchallt von fröhlichem Geſpräch, aber auch leider von recht ſchlechter betäubender Tafelmuſik. Sie wiſſen, auch die beſte iſt mir immer zuwider, und können alſo denken, wie oft ich im Stillen die ſchlechte ins Pfefferland wünſche, beſonders da man leider faſt zwei Stunden bei Tiſche ſitzt. Gegen Ende der Tafel treten die Spieler herein, unter dem Arm ihr verhängnißvolles grünes Tuch, welches ſie am Ende des Saales ausbreiten. Den Vormittag gehen ſie damit im Saal der Kette auf den Fang aus. Bald nach ihnen erſcheint die ganze Brunnengeſellſchaft von allen andern Tiſchen, um, der hergebrachten Sitte gemäß, im Kaiſerſaal ihre Taſſe Kaffee zu trinken, die hier weder beſſer noch ſchlechter iſt, als anderswo. Dieſe halbe Stunde iſt wirklich ergötzlich, obgleich des Gedränges oft zu viel wird; die Scene am Brunnen wiederholt ſich hier trocknen Fußes und im größern Styl, Partien wer-

den für den Abend oder den folgenden Tag verabredet, alte Bekannte begrüßt, neue angekommne bewillkommt, bis alle hinab ins Freie eilen. Die Spieler haben dabei keine sonderliche Aerndte, zwar belagern Zuschauer genug ihren Kampfplatz, aber wenig Theilnehmer, und im Ganzen werden keine bedeutenden Summen von ihnen umgesetzt.

Auf der Straße vor dem Hause finden wir nun meine neuerkohrnen Lieblinge, die Esel, schlecht, aber nicht recht gezäumt und gesattelt. An der Hand ihrer etwas zerlumpten Treiber erwarten sie unsre Befehle, und wer nicht gern geht und Berge ersteigt, der eilt, ein solches geduldiges Thier in Beschlag zu nehmen. Die Damen sitzen auf etwas unbequemen, mit einem Fußbrett versehenen Stühlen, queer auf dem Esel, die Herren reiten wie gewöhnlich. Bald bilden sich lange prozessionenartige Züge von Reitern und Reiterinnen, umschwärmt vom rüstigern, zu Fuße gehenden Theil der Gesellschaft, und ziehen rechts und links durch das Thal und über die Berge.

Etwas burlesk sieht solch ein Zug zwar aus, das ist nicht zu läugnen, auch mußte ich bei dem Anblick

zuerſt recht herzlich lachen, bald aber befreundete ich mich ſelbſt mit den lieben Thieren, die mich ſo bequem und ſicher auf die ſteilſten Gipfel der Berge tragen. Wollte der Himmel, ich fände ſie überall, wo es Berge giebt! In Schwalbach ſind ſie wirklich unentbehrlich, denn man muß bergauf, wohin man ſich auch in dieſem tiefen Felſenkeſſel wenden mag, und außer den nach Wiesbaden und Ems führenden Kunſtſtraßen ſind die Wege rings umher beinahe unfahrbar. Auf ſolch einem Eſel trotzt man jeder Gefahr; zuweilen werden ſie zwar wohl verdrüßlich und wollen nicht fort, dafür weiß der Treiber aber Rath, der ohnehin immer nebenhergeht. Oft legen ſie ſich unterwegs ein wenig nieder, dabei iſt aber weiter keine Gefahr, man kommt plötzlich auf ſeine eignen Füße zu ſtehen, man weiß nicht wie, ohne andern Schaden, als den, ausgelacht zu werden, und hat gewöhnlich noch den Troſt, daß den Lachern in der nächſten Viertelſtunde daſſelbe widerfährt.

Mit dem ſinkenden Tage finden wir uns wieder im erleuchteten Alleeſaal alle zuſammen. Letzterer

iſt ein recht artiges Gebäude, mit einem großen, nicht uneleganten Tanzſaal und mehreren Nebenzimmern; im obern Stock ſind auch Wohnungen für Brunnengäſte eingerichtet. Hier treffen wir nun wieder die Muſik, die Spieler, und in den Nebenzimmern mehrere Tiſche, an welchen man nach der Karte ſupiren kann. Nun wird gelacht, geplaudert, erzählt, die junge tanzluſtige Welt dreht ſich in ein paar Walzern herum, und ſo iſt der Tag zwiſchen elf und zwölf Uhr vollbracht.

Bei Regenwetter fallen freilich die Landpartien weg, und dies geſchieht in dieſem Sommer leider nur zu oft. Dann kommen wir ſchon um ſechs Uhr im Alleeſaal zuſammen, einzelne Geſellſchaften bilden bald einen geſelligen Kreis um den Theetiſch, der allmählich durch ſpäter Hinzukommende ſich vergrößert. Wer ſpielen will, findet leicht auch außer dem Gebiet des Königs Pharao eine Partie, wie er ſie wünſcht, und der Abend vergeht wie in jeder andern Geſellſchaft.

Ein Heer dienstbarer gnomenartiger Kobolde belebt die Gegend in und um Schwalbach, deſſen ich noch ehrenvoll gedenken muß, weil es immer und überall ohne großen Lohn zu jeder Hülfleiſtung bereit iſt. Hat man auf einem Spaziergang ſich verirrt, gleich iſt ſolch ein Kobold zur Hand, um uns zurecht zu weiſen; iſt der Tag heiß, ungerufen erſcheinen ſie mit friſchem Waſſer in reinlichen Gläſern, oder mit einem Körbchen voll Erdbeeren, und nehmen uns Shawls und Ueberröcke ab, um ſie hinter uns her zu tragen. Ueberraſcht uns ein Regen, gleich eilen ſie aus allen Winkeln mit recht guten ſeidenen Regenſchirmen herbei. In allen Büſchen, allen Felsſpalten und Klüften, wenigſtens eine Viertelmeile um Schwalbach, ſind ſie zu Hauſe, und wer irgend ein Tuch oder ſonſt eine kleine Habſeligkeit in der abgelegenſten Gegend verlor, braucht nur ein Wort zu ſagen, und ganze Schaaren fliegen darnach aus, und raſten nicht, bis ſie das Verlorne gefunden haben. Dies Gnomen-Heer übt wirklich eine Art von Allgegenwart; jeder Geſellſchaft, deren Heimkehr von Landpartien ſich bis zur Dämmerung ver-

zieht, erscheint es, sobald letztere einbricht, und wäre man noch eine Stunde weit vom Ort entfernt. Von weitem ist es dann wie eine lange Reihe von Irrwischen anzusehen, in der Nähe wird man aber gewahr, daß jeder eine Laterne trägt, mit der er später bis weit nach Mitternacht am Alleesaal bereit steht, uns nach Hause zu leuchten. Bei allen diesen lobenswerthen Eigenschaften behält das Gnomenheer ein sehr bescheidnes Ansehen, man könnte es sogar zerlumpt nennen und für Straßenbuben zwischen fünf und zwölf Jahr alt ansehen; eben so bescheiden sind seine Ansprüche auf Belohnung treuer Dienste. Es beugt sich sogar unter die strengen Gesetze der Polizei, die jeden Einzelnen mit einer Nummer versieht, welche ihm zugleich statt des Namens dient. Auch hat die Polizei eine Art von Reihefolge beim Leuchten unter ihnen eingeführt, auf die sie selbst streng halten. Genug, sie sind in ihrer Art eben so lobenswerth, als die Esel, und tragen, gleich diesen, viel zur Annehmlichkeit des Aufenthalts in Schwalbach bei.

Nun noch ein paar Worte von der Gegend um Schwalbach. Wer ſich damit begnügt, dies wild romantiſche Thal zu durchſtreifen und hier und da eine Anhöhe zu beſteigen, der wird ſich nicht über Mangel an Anmuth und mannigfaltigem Reiz der Umgebungen beklagen können. Anders iſt es, wenn wir bei weiteren Landpartien uns ein Ziel vorſetzen, wo wir ein paar Stunden bleiben und uns erfriſchen wollen. Die Wege ſind böſe, und nirgends in der Nähe iſt ein Gaſthof zur Aufnahme von Gäſten bereit; man muß unter freiem Himmel biwachten und alles, was man braucht, mitbringen, wobei wieder die Kobolde und Eſel treffliche Dienſte leiſten. Wiesbaden und Schlangenbad ſind die einzigen Orte, wo man ein gaſtliches Obdach und eine gute Mahlzeit finden kann, und da die Nähe derſelben einen freundſchaftlichen Verkehr unter den Badegäſten begünſtigt, ſo werden oft wechſelsweiſe Beſuche, hinüber und herüber abgeſtattet.

Von den Orten, wo wir fleißig biwachten, muß ich Adolfseck als den beſuchteſten und auch anmuthigſten zuerſt nennen. Man geht oder reitet ein Stünd-

chen durch ein wunderliebliches, von der Aar und vielen Quellen durchrauschtes Thal, am Fuße schöner, grün bewachsener Felsen, bis zu den Ruinen des Schlosses, welches Adolf von Nassau hier auf einer mäßigen Anhöhe erbaute. Die malerischen Umgebungen dieser Ruine, das kleine Dörfchen am Fuß derselben, die Aar, welche hier eine Mühle treibt und einen kleinen Wasserfall bildet, geben diesem ruhigen Fleck Erde einen unbeschreiblichen ländlich-stillen Reiz. Die Sage geht, daß dies Schloß ursprünglich der Zufluchtsort treuer unglücklicher Liebe des Königs Adolf von Nassau zu einer schönen Nonne war, die er entführte, die hier mit ihm einige Jahre ganz im Verborgenen glücklich lebte, und zuletzt mit ihm unterging. Ich mag an der Wahrheit dieser Sage nicht zweifeln, denn ein heimlicheres Plätzchen für zwei Menschen, die einander die Welt sind, wäre wohl nicht zu finden, und der Glaube an den liebenden König und die bis in den Tod getreue Imagina giebt ihm einen neuen romantischen Reiz. Vor allem empfehle ich Ihnen hier eine kleine, von Jelängerjelieber, Rosen und Epheu umrankte Felsengrotte,

mitten in einem ländlichen Garten voll duftender Blumen. Die Eigner deſſelben öffnen ihn gern den Fremden und ſind ſogar mit Theegeſchirr verſehen, was mir zu beſondrer Freude diente. Sie wiſſen, ich trüge auch gern meinen Theekeſſel bis auf den Veſuv, wie die engliſchen Damen. Eine andere Nachmittags-Partie bietet der Hammer. Der Weg dorthin iſt etwas weiter, als bis Adolfseck und kann ebenfalls nur zu Fuße oder zu Eſel zurückgelegt werden, denn an Fahren iſt bei beiden nicht zu denken. Die Gegend iſt hier anmuthig, aber Adolfseck behält doch den Vorzug.

Auch nach dem noch entferntern Hohenſtein werden öftere Wallfahrten angeſtellt, die indeß etwas beſchwerlich ſind; zum Gehen iſt es zu weit, zum Fahren iſt der Weg einer der ſchlechteſten, die es geben kann, aber der Anblick der ſchönen großen Ruine, eines im dreißigjährigen Kriege zerſtörten Schloſſes, entſchädigt reichlich für die Mühſeligkeiten des Hingelangens. Waldumſchloßne, tiefe Wieſengründe, durch welche die Aar ſich windet, umgeben die Anhöhe, von welcher die grauen Thürme und

Mauern der Burg gen Himmel starren, als düstere Zeugen der alten hier versunkenen Herrlichkeit. Keine Wohnung der Lebenden zeigt rings umher sich dem Blick, die wenigen benachbarten Hütten liegen tief verborgen, und das kleine Haus eines Försters im Bezirk des Schlosses selbst verschwindet ganz hinter den ehrwürdigen Trümmern und dem sie umrankenden Epheu.

Wir faßten einmal den kühnen Gedanken, dort oben unser Mittagsmahl zu halten. Eine große Schaar zog beim schönsten Sonnenschein zu Esel und zu Wagen hinaus und freute sich im voraus auf die tausendfache lustige Noth, in die man dort oben beim Mangel an manchen Bequemlichkeiten gerathen würde. Oben that jeder groß mit seinen mitgenommenen Vorräthen, ein langer Tisch und Sitze umher wurden aus Brettern und Klötzen mitten in dem alten Rittersaal errichtet, dem aber jetzt, wie der ganzen Burg, das Obdach fehlt. Laut jubelnd über unsre wohlgelungenen herrlichen Anstalten, saßen wir im lustigsten Verein, als plötzlich die über unsern modernen Frevel ergrimmten Burggeister dicke Re-

genwolken über unſre Häupter zuſammen ballten, und uns alle, bis auf die Haut durchnäßt, nach Hauſe ſchickten. Dieſe Sündfluth hatte indeſſen unſere gute Laune nicht mit fortgeſpült. Zwar nahmen wir alle die Flucht, bei welcher die Eſelsreiter und Reiterinnen am übelſten daran waren, aber es gab unterweges und zu Hauſe noch ſo manches luſtige Abentheuer zu belachen, ſo daß die Geiſter in ihrer Behauſung nicht ſichrer vor Beſuchen ſind, als zuvor, trotz ihrer an uns geübten Ungaſtlichkeit.

Adolfseck, der Hammer, Hohenſtein, Wiesbaden und Schlangenbad ſind aber auch alles, was ich Ihnen von Orten nennen kann, welche nahe liegen und zu denen die Brunnengäſte, der Abwechſelung zu Liebe, hinziehen. Fahrten nach Ems, Ellfeld, Bibrich und andern Orten des Rheingaus ſind ſchon kleine Reiſen; man muß über Nacht ausbleiben, oder kommt doch erſt nach Mitternacht zu Hauſe; deshalb werden ſie ſelten unternommen.

Nun ſteht uns noch der Tag der heiligen Porziunkula bevor, ein Volksfeſt, bei dem die Einwohner von Schwalbach die größte Rolle ſpielen und die

Brunnengäſte meiſtens Zuſchauer ſind. Wer die Heilige war, konnte ich nicht recht erfahren, auch nicht, warum eigentlich an dieſem Tage ſo viel Menſchen nach Schwalbach herbeiſtrömen, als der Ort nur halten kann? Nach dieſem Feſte verſchwinden die Brunnengäſte, einer nach dem andern, und in der Mitte des Auguſts ſinkt Schwalbach faſt ganz in die Einſamkeit zurück, in welcher es beinahe zehn Monate im Jahre begraben liegt.

Schlangenbad, 15 Aug.

Wir ſind hier kaum zwei Stunden von Schwalbach entfernt, und doch wie in einer andern Welt; ſo tiefe Ruhe und Stille herrſcht in dieſem engen grünen Thal. Ich komme mir darin vor wie ein Vogel, der ſein Neſt in den am dichteſten verſchlungenen Zweigen einer mächtigen Linde erbaute; wohin ich blicke, ſehe ich über mir Himmel, und rings um mich grüne Schatten; es iſt, als ob die übrige Welt gar nicht in der Welt wäre.

Erquickt vom Bade in den kriſtallenen, ſeiden, weichen, lauwarmen Wellen, gehöre ich nachher den ganzen Morgen über nur mir und meinem Wollen, irre in den nahen Spaziergängen umher und gebe mir ſelbſt Audienz, oder reite, wenn ich mich etwas weiter wagen will, irgend eine Anhöhe hinauf, von der ich den Rhein erblicken kann, denn auch hier finde ich meine nie genug zu lobenden Schwalbacher Eſel wieder.

Mittags kommt die ganze Geſellſchaft im Speiſeſaal zuſammen. Im Naſſauer Hof, wo wir wohnen, beſteht ſie jetzt aus vierzehn bis funfzehn Perſonen,

die zum Theil mit uns unter demſelben Dache leben, zum Theil im heſſiſchen Hofe. Häufige Beſuche aus Schwalbach und Wiesbaden vergrößern oft dieſen kleinen Kreis und bringen uns in unſre ſchöne Einſamkeit Nachricht vom Thun und Treiben der Außenwelt. Beſonders kommen die Schwalbacher am Ende ihrer Kur gewöhnlich einige Male nach Schlangenbad, um den Oker wieder abzuſpülen, welcher während der Badezeit dort ſelbſt der blendendſten Blondine das Anſehen einer Zigeunerin giebt. Nach Tiſche und den Abend über iſt wieder ein jeder ſich ſelbſt überlaſſen. Hier ſind keine Bälle, keine Spieler, kein Salon, obgleich es an Raum dazu nicht fehlt, nicht einmal eine Badeliſte kommt zu Stande. Abends ſupirt jedermann in ſeinem Zimmer. In dem dicht an den Naſſauer Hof gränzenden heſſiſchen Hof iſt die Zahl der Bewohner noch kleiner, bei der nämlichen Einrichtung des Ganzen.

Sie können leicht denken, daß dieſe kleine Anzahl bleibender Gäſte in dem großen Lokal nicht ſtörend wird, und daß man ſie kaum bemerkt, aber die, welche zu einander gehören, können einander auch

nicht verfehlen, denn der Mittagstisch setzt alle mit einander in Rapport. Daher beklage ich mich keinesweges über Mangel an Gesellschaft. Ich habe hier schon manche angenehme Bekanntschaft gemacht und erneuert, übrigens thut mir die Ruhe um mich her unaussprechlich wohl nach den letzten vier geräuschvollen Wochen.

Einzeln verstreute ländliche Hütten abgerechnet, sind nur zwey Gebäude in diesem von hohen waldigen Felsen eng umschloßnen Thal, der hessische und der Nassauer Hof. Eine vortreffliche Kunststraße von Schwalbach hieher, und eine andre, welche nach Bibrich führt, sind die einzigen, das Thal durchschneidenden Wege, wohl nur des Bades wegen angelegt, denn eine eigentliche Heerstraße geht hier nicht durch, und nie verirrt sich der Fuß eines Wanderers in diese stille Gegend, den nicht sein Zweck gerade hieher führt. Das Thal selbst ist fast nur eine große Laube, Schatten reihen sich an Schatten, alles ist grün, wohin das Auge sieht, und prangt in der üppigsten Vegetazion.

Der heſſiſche Hof, ein großes ſchloßartiges Gebäude, mit ſehr großen weitläuftigen Sälen und Gallerien, geräth leider nach und nach in einen zum Untergang ſich neigenden Zuſtand. Etwas kleiner iſt der Naſſauer Hof und in weniger vornehmen Styl erbaut. Ein langer, ziemlich dunkler, gewölbter Gang verbindet beide Häuſer und führt auch zu den ſehr geräumigen Bädern, von denen einige ſogar mit Porzellan und Marmor bekleidet ſind. Sie werden alle reinlich und ordentlich gehalten; das Baden wird dadurch hier eine rechte Freude, beſonders wenn man dabei an Schwalbach denkt.

Nie habe ich in meinem Leben wohlfeiler gewohnt, als in Schlangenbad, wenigſtens in keinem Badeorte. Jedes Zimmer hat ſeinen feſtgeſetzten, unglaublich niedrigen Preis. Das Ganze wird hier für herrſchaftliche Rechnung verwaltet, und alles Hausgeräth beſteht aus Inventarienſtücken. Man glaubt ſich wenigſtens um funfzig Jahre zurück, wenn man in den hohen geräumigen Zimmern die großen altertümlichen Stühle, die Tiſche mit Löwenklauen, die uralten Komoden betrachtet, die ſo groß ſind wie ein

Haus in den ſchottiſchen Hochlanden. Doch alles iſt ziemlich reinlich gehalten, und die Betten, als die Hauptſache, ſind vorzüglich gut. Bei alle dem haben beide Häuſer etwas ſchauerliches, beſonders der heſſiſche Hof; dieſer gleicht ganz den Spukabteien der Miß Radcliff, ſo uralt und grauerlich ſieht er aus. In den hohen weiten Sälen, den unabſehbaren Gallerien verhallen die Tritte der einſam darin Wandelnden wie Geiſterſchritt, lange nachdem man ſie aus dem Geſicht verlor; und oft, wenn ich ſpät Abends aus dem Bade komme, ſchauere ich unwillkührlich zuſammen vor einer, von einem ſchwachen Licht beleuchteten weißen Geſtalt, die neben einer dunkeln, tief verhüllten, durch den langen düſtern Gang mir entgegen ſchwebt. Am Ende iſt es dann eine Dame, die, wie ich, in ihren ſchwarzen Mantel gewickelt, ſich von ihrer Kammerjungfer ins Bad geleiten läßt. Einige Terraſſen und Boskette, welche zum heſſiſchen Hofe gehören, werden ziemlich ordentlich gehalten und bieten gar freundliche trauliche Plätzchen für den kleinen geſelligen Theetiſch. Sie ſind zwar im veralteten franzöſiſchen Styl angelegt; mit geſchnittnen

Hecken und ähnlichen Zierrathen, aber die Natur ward hier Meister über die Kunst, überall drängt sie sich üppig hervor, und erlaubt letzterer nur für leidliche Ordnung und Reinlichkeit zu sorgen. Die zum Nassauer Hof gehörenden sehr weitläuftigen Promenaden sind ganz verwildert. Man hofft, daß beide Häuser bald unter eine Herrschaft kommen werden, und daß alsdann mehr zur höchst nöthigen Erhaltung und Wiederherstellung des Ganzen geschehen soll. Der jetzige Zustand ist wirklich unnatürlich gespannt. Ein kleiner, zwischen beiden Gebäuden hinfließender Bach trennt die Gränzen, deren Ueberschreitung manchen Zwist unter den Inhabern beider Wirthschaften herbeiführt, und zugleich die Unterlassung jeder Verbesserung, weil der Nutzen davon auch dem feindlichen Nachbar zu gut käme.

Für einen ländlichen Aufenthalt von ein paar Monaten wüßte ich keinen angenehmern Ort, als Schlangenbad. Man ist dort einsam und doch nicht allein. Wird man des engen romantischen Thales überdrüssig, so liegt der ganze Rheingau offen da; nach Bibrich, Ellfeld, dem Johannesberg läßt es sich bequem in wenigen Stunden fahren. Wem nach

dem Geräusch der Welt verlangt, hat Schwalbach und Wiesbaden ganz in der Nähe, die dessen genug bieten. Dennoch wird es hier niemanden gefallen, der mit der Idee herkommt, einen wirklichen Badeort zu finden; die mehresten Besuchenden erklären daher den Aufenthalt in Schlangenbad für höchst langweilig, und wollen nicht begreifen, wie man es darin länger als einen halben Tag aushalten kann.

Das Wasser ist so weich, daß man es ohne Widerwillen nicht trinken mag, aber zum Baden das schönste und angenehmste in der Welt. Sehr berühmte Aerzte schreiben ihm bedeutende Heilkräfte zu, obgleich es keine Spur mineralischer Bestandtheile enthalten soll.

Darmſtadt, 16. Auguſt.

Ein höchſt angenehmer Weg führt durch mein liebes Schlangenbader Thal nach Bibrich. Eine Stunde lang wanden wir uns zwiſchen ſchönen waldbewachſenen Felſen hindurch, dann traten wir aus dem Thal hervor und der mächtige Rhein und ſeine wunderſchönen Ufer lagen plötzlich vor uns, in überraſchender Herrlichkeit. In einiger Entfernung der Johannisberg, näher Bibrich mit ſeinem großen modernen Schloß, weiter hin die Thürme von Mainz, die ſich aus der grünlichen Fluth zu erheben ſcheinen; die lange Schiffbrücke ſieht von hier wie eine durch den Strom gezogene Linie aus. Unzählige Ortſchaften und einzelne Wohnungen blinken rings umher aus Rebenlaub und ſchattenden Bäumen hervor. Froh jubelnd über den Anblick, fuhren wir in Bibrich ein. Recht herzlich wünſchten wir Sie und unſre übrigen Freunde an dieſem ſchönen Tage um unſern Frühſtücktiſch in dem dicht am Rhein erbauten Gaſthof verſammelt. Die Lage Bibrichs iſt unbeſchreiblich ſchön, uns erſchien ſie um ſo reizender, da wir jetzt mehrere Wochen in engen Felſenthälern ver-

lebten, die uns von ihren Bergen zwar weite Aussichten gewährten, aber dort lag doch alles in zu weiter Ferne vor uns; wir sahen es von oben wie im Vogelfluge, und selbst die schönste Aussicht erhält, so gesehen, etwas Landkartenähnliches. Hier konnten wir fast erreichen, was wir dort von fern erblickten, und die ganze Gegend schien uns in dieser Nähe noch tausendmal schöner, als wir es auf jenen Bergen geahnet hatten.

Der das Schloß umgebende Garten hat sehr reizende Parthien. Bald wandelten wir dicht am Ufer des lebensreichen Stroms, bald gewährten uns schattige Baumgänge einzelne Blicke auf ihn und seine Umgebung; dann wanden wir uns wieder durch schlängelnde Fußsteige zwischen Blumen und blühendem Gesträuch. Hohe Bogengänge, dicht bezogen mit Aprikosen, Pfirsichen und Reben, welche selbst in diesem ungünstigen Sommer üppig wachsen, versetzten mich ganz in den glücklichen, immer blühenden Süden, den ich nimmer vergessen kann. Das ansehnliche, recht schöne Schloß sahen wir nur von außen, und freuten uns der herrlichen Aussicht von

der davor liegenden Terrasse. Der Eintritt in das Innere desselben ist mit einiger Schwierigkeit verbunden, es gehört eine besondre Erlaubniß dazu, die wir weder hatten noch zu erhalten wußten. Ich freute mich heimlich über dieses Hinderniß, denn der Besuch eines Schlosses an diesem seltnen schönen Tage schien mir gar nicht wünschenswerth; und dennoch hätte ich es im entgegengesetzten Falle sehen müssen, um die Pflicht eines rechtlichen Reisenden zu üben, die ihn verbindet, *alles* in Augenschein zu nehmen, was ihm in den Weg kommt. Eine Pflicht, der ich mich aber gern dann und wann entziehe, obgleich mit einem gewissen stillen Gefühl des Unrechts, trotz dem, daß meine beste Ueberzeugung mir sagt, daß man durch allzuvieles Sehen nur sich und Andere verwirrt.

Zu Mittage waren wir in Mainz und fuhren bald darauf weiter, einen sandigen öden Weg bis Darmstadt. Mainz kennen zu lernen, erspare ich mir auf die Zeit, wenn ich von dort den Rhein herunter schiffen werde.

Darmſtadt hatte ich mir immer ſehr alterthümlich, auch wohl etwas düſter und winklig gedacht. Die ſchöne Lindenallee, durch die unſer Weg in der Nähe der Stadt uns führte, paßte ſchon gar nicht zu dieſer meiner vorgefaßten Meinung. Zu beiden Seiten derſelben erblickte ich elegante Landhäuſer mitten in ſchönen Gartenanlagen, und Schaaren wohlgekleideter Spaziergänger begegneten uns. Jetzt fuhren wir in Darmſtadt ein und fanden mit Erſtaunen eine neue freundliche Stadt, faſt noch im Entſtehen begriffen, ſchöne große Häuſer, breite, mit bequemen Fußpfaden eingefaßte Straßen, große Gaſthöfe im eleganteſten Styl, und überall Spuren eines heitern genußfrohen Lebens.

Ich habe nun den Ort näher kennen gelernt. Der neuere Theil deſſelben prangt mit mehreren ſchönen Straßen, zierlichen und großen Gebäuden und einigen recht anſehnlichen öffentlichen Plätzen, unter denen der Luiſen-Platz ſich beſonders auszeichnet. Dieſer bildet ein regelmäßiges, von ſtattlichen Gebäuden umgebnes Achteck, zu welchem vier der ſchönſten Straßen führen. Man ſpricht noch viel von großen

Plänen zur Verschönerung, sowohl des Luisenplatzes, als der ganzen Stadt, von schön verzierten Brunnen, die man anlegen will, von einem neuen Schauspielhause, das erbaut werden soll. Wirklich sehe ich überall noch viele neue Häuser im Werden, und fährt man fort zu bauen, wie es in den letzten zwanzig Jahren geschah, so wird Darmstadt in den nächsten zwanzig Jahren eine der schönsten Städte Deutschlands. Raum genug dazu gewährt die sehr große Anlage der Neustadt. Dem weitläuftigen alterthümlichen Schloß sieht man es an, daß es nach und nach unter mehreren Fürsten entstand, denn alle Theile desselben passen in der Bauart nicht zu einander, doch hat es ein imponirendes fürstliches Ansehen. Es scheidet die neue Stadt von der alten, indem es zwischen beiden liegt; letztere gleicht mehr dem Darmstadt, das ich mir gedacht hatte, doch sieht sie im Ganzen nicht unfreundlich aus.

Der an das Schloß sich anschließende große Garten steht aller Welt offen. Hohe weitschattende Bäume, wohl angelegte Lustgänge, und ein großer malerisch umgebner Teich machen ihn reich an mannig-

faltiger Schönheit. Mich freuten beſonders die vielen ausländiſchen Bäume, Geſträuche und Blumen, die darin grünen und blühen, als wären ſie zu Hauſe. Schönere Trauerweiden, als hier am Waſſer ſtehen, ſah ich nie. Ein kleiner düſtrer Hain, mitten in dem freudigſten Leben der Natur, umfriedet den mit Epheu bedeckten Hügel, unter dem die Mutter des jetzigen Großherzogs ruht; dunkle Taxusbäume und Tannen beſchatten die einfach ſchöne Urne von weißem karrariſchen Marmor, welche die heilige Stätte ſchmückt.

Es lebt ſich gar gut und froh im Kreiſe der freundlichen gebildeten Einwohner von Darmſtadt, und auch in den niedern Klaſſen ſieht man viel angenehme heitre Geſtalten und überall ein freundlich höfliches Betragen. Die Umgegend von Darmſtadt iſt flach, hin und wieder ſandig, aber anmuthig durch eine reiche Vegetazion und fleißigen Anbau. Den Horizont kränzen die Gebirge des Odenwaldes, des Taunus und der ferne Donnersberg. An angenehmen Spaziergängen fehlt es der Gegend nicht, auch nicht an anſtändigen Erholungsorten zum Ausruhen

in freundlicher Geſelligkeit. Unter dieſen zeichnet der nur eine halbe Stunde entfernte Karlshof ſich vor allen aus. Ein ſchöner Garten im neuern Geſchmack ſteht dort dem gebildeten Publikum offen; er gehört zu der ſehr elegant gebauten und eingerichteten Villa des Freiherrn von Borkhauſen. Nicht weit davon findet man einen recht anſtändigen Gaſthof. Die Faſanerie, ein kleines Gehölz voll herrlicher Buchen, bietet ebenfalls ganz in der Nähe ſeine erquickenden Schatten; kein Wunder daher, daß die Darmſtädter dieſen Ort zum Lieblingsziel ihrer Spaziergänge wählen. Auch findet man an jedem heitern Tage geſellige Kreiſe, ſowohl vor der Thüre des Gaſthofs bei Karlshof, als vor dem Forſthauſe mitten im Holze. Das Leben wird hier ſchon recht leicht und fröhlich betrieben, wie überall, wo Reben gedeihen. Auf allen Tiſchen, im Schatten der Lauben und Bäume blinkt goldener Wein; fröhliche Geſichter jedes Ranges und Geſchlechts ſind um ihn verſammelt, und keine Frau, kein Mädchen, ſelbſt aus den höheren Ständen, weiſet ihn zimperlich von ſich weg. In dieſer ganzen Gegend bietet man nach

einem ermüdenden Spaziergange den Damen ein Glas Wein, wie bei uns ein Glas Milch oder Limonade. Dies ist hier allgemeine Sitte und kommt freilich den Fremden zuerst etwas wunderbar vor, doch bald gewöhnen sie sich daran so gut wie die Einheimischen, und es bekommt ihnen recht wohl.

Daß ich das Darmstädter Theater nicht zu besuchen versäumte, glauben Sie wohl ohne meine Versicherung. Zingarellis Oper, Romeo und Julie, war die erste Vorstellung, der ich beiwohnen konnte. Vor mehreren Jahren hatte ich sie in Wien gesehen. Crescentinis Zauberton, sein bis zum innersten Gemüth wie Geisterhauch tönendes „Ombra adorata" rissen mich damals hin; die italienische Sprache und das Rezitativ thaten das Ihrige dazu, mir meinen Shakespeare in dieser Verkleidung unkenntlich zu machen, und so vergaß ich meinen gerechten Zorn über die Entwürdigung eines seiner vollendetsten Meisterwerke. Hier aber sollte ich in deutscher Sprache die Parodie der hohen ernsten Tragödie halb singen, halb sprechen hören; dies schien mir unerträglich, und doch mochte ich keine Gelegenheit vorüber gehen

laſſen, die mir hochgeprieſene Darmſtädter Oper kennen zu lernen.

Ziemlich mißmuthig und ſehr wenig erwartend, machte ich mich alſo auf den Weg zum Theater. Ich war ſogar im Innern feſt entſchloſſen, in meiner verdrüßlichen Stimmung zu bleiben und mich durch nichts aus ihr bringen zu laſſen. Sie kennen ja auch wohl dieſe Unart, die jedem mehr oder weniger anhängt. Doch ſchon der Weg erheiterte mich wider meinen Willen, denn das Schauſpielhaus liegt im Schloßgarten, und ſchöne Schattengänge führen dazu hin. Für einen Ort, wie Darmſtadt, iſt es recht anſehnlich und geräumig, auch bequem und zweckmäßig eingerichtet. Das Innere deſſelben, ſehr elegant, grau mit Gold dekorirt, müßte bei beſſerer Erleuchtung einen glänzenden Effekt machen. Aber dies Halbdunkel, in welchem die Zuſchauer ſich befinden, iſt der Fehler aller deutſchen Schauſpielhäuſer. Man glaubt die Beleuchtung der Bühne dadurch zu heben, und bedenkt nicht, daß man dieſe auch nur beſſer zu erleuchten brauchte, ſo würde die größere Helle des Saals ihr keinen Abbruch thun. Den Beweis da-

von giebt jedes engliſche Theater von einiger Bedeutung. Der Anblick des mit Zuſchauern erfüllten Hauſes iſt ein Vergnügen, um welches man uns nicht bringen ſollte; unſre Geduld in den oft ſo unendlich langen Zwiſchenakten verdient dieſe kleine Belohnung mit Recht.

Sobald der Hof ſeine Loge im Hintergrunde des Schauſpielhauſes betrat, begann die Symphonie wie mit einem einzigen Bogenſtrich, und verſcheuchte vollends jede Spur des vorigen Unmuths aus meinem Gemüth. Sie ſowohl, als die ganze Oper ward von dem ſehr ſtarken Orcheſter mit einer Präziſion, einem Ausdruck durchgeführt, welche den größten Opertheatern Ehre machen würden. Die Sängerinnen ließen auch wenig zu wünſchen übrig; Frau Fiſcher hat eine reine ſchöne Stimme; die Dame, welche den Romeo ſang, iſt freilich kein Crescentini, und ſeit dieſer verſtummte, ſollte eigentlich das „Ombra adorata" niemand ſingen, aber es mißlang ihr doch nicht. Weniger löbliches kann ich von den Sängern ſagen, deſto mehr von den ſehr ſtark beſetzten Chören, auf deren Vervollkommnung immerwährend

viel gewendet wird. In der Scene, wo Julie anſcheinend ſtirbt, füllte ſich das ganze Theater mit zu Hülfe eilenden Mädchen; eine ſolche Armee von Kammerfrauen hat ſchwerlich eine Kaiſerin. Nach Statiſten-Art ſtanden alle untheilnehmend da, nur auf ihren Geſang bedacht. Die ſchönen Kinder hätten doch recht liebliche, der Handlung anpaſſende Gruppen bilden können, und thäten es auch wohl gern, wenn ihnen nur jemand dazu Anleitung geben wollte. Auch kam es mir als ein Uebelſtand vor, daß alle noch in der Ballkleidung waren, in der ſie beim Anfang des Stücks als zum Feſte geladne Damen figurirt hatten. Die Dekorazionen verdienen ebenfalls gelobt zu werden, beſonders das Grab der Kapulets und das Boskett, in welchem Tebaldo den Tod findet. Dies ſah aus, als ob man eine der ſchönſten Partien des Parks hätte hineintreten heißen.

Gern hätte ich die quälende Schlußſcene entbehrt, in welcher die erwachte Julie ihren Geliebten noch lebend wiederſieht; dieſen ganz unſhakeſpeareſchen Einfall hat indeß Garrick auf ſeinem Gewiſſen, der ihn zuerſt auf die engliſchen Bühnen brachte. Der

unaussprechlich holprige Dialog war mir in der Seele zuwider, besonders weil Shakespeare's Strahlen noch hie und da aus dem Wust hervorschimmern. Doch ging ich im Ganzen befriedigt zu Hause, mit der Ueberzeugung, daß die Darmstädter Oper unstreitig zu den bessern in Deutschland gehört und den Ruhm verdient, welcher ihr allgemein ertheilt wird.

Eine Darstellung des Wettkampfs in Olympia nach Metastasio vom Freiherrn von Poiß'l bestärkte mich in diesem Glauben, obgleich Langeweile bleiern auf mir und allen übrigen ruhte. Das ganz Lebloſe kann kein Künstler mit der angestrengtesten Aufopferung seiner Kräfte beleben; dennoch strebten Sängerinnen und Orchester das Mögliche zu leisten, und lauter Beifall der zahlreich versammelten Zuschauer lohnte es ihnen, wie billig.

Außer diesen beiden Opern sah ich noch eine Vorstellung des Ganges zum Eisenhammer, die ich zu den gelungensten rechne, so ich kenne, obgleich das Schauspiel hier weniger gelobt wird, als die Oper. Herr Grüner, als Graf von Savern, und Herr Hölken, als Fridolin, zeichneten sich besonders vor-

theilhaft aus. Sonderbar iſt es aber doch, daß ich hier lauter argen Verſündigungen gegen die Manen unſterblicher Dichter begegnen muß; zuerſt ſah ich Shakeſpeare entwürdigt, nun vollends unſern Schiller in dieſem unverzeihlichen Machwerk zerſtückelt, und ſelbſt dem guten Metaſtaſio hatte der Ueberſetzer oder Umarbeiter gar übel mitgeſpielt.

Im Muſeum und in der Gemäldegallerie habe ich zwei Morgen zugebracht, um wenigſtens eine flüchtige Ueberſicht von beiden zu erhalten. Sie ſtehen dem Publikum Mittwochs von zehn bis zwölf Uhr offen; bei dieſen allgemeinen Beſuchen wird man aber mit dem Schwarm vorwärts getrieben, ſieht wenig und betrachtet nichts. Daher machte ich von dem Vorrecht der Reiſenden Gebrauch und erbat mir den Zutritt an einem andern Tage. Er ward ohne Schwierigkeit gewährt; doch aus Furcht, dieſe Gefälligkeit zu mißbrauchen, wagte ich es nicht, eine Wiederholung derſelben zu verlangen. Beide Sammlungen befinden ſich im Schloß, ſo wie auch die bedeutende Bibliothek und das Naturalienkabinet,

Die Gemälde-Gallerie darf man nicht mit zu großer Erwartung betreten; sie entstand erst während der letzten stürmischen zwanzig Jahre, in der ungünstigsten Zeit. Wer hierauf Rücksicht nimmt, muß noch immer die Zahl und den Werth der hier aufgestellten Kunstwerke bewundern, wenn auch noch manches wünschenswerthe dabei vermißt wird. Sie füllen schon jetzt neun große Säle, und Abgüsse der vorzüglichsten Antiken nehmen einen großen Theil dieses Raumes ein. Nicht nur Statuen, Büsten und Basreliefs, auch einzelne Fragmente von bewundernswürdiger Schönheit trifft man hier treu nachgeformt an, Torsos, Köpfe, Arme und Beine, die für den Lehrling der Zeichenkunst von unschätzbarem Werth sind. Felloplastische Nachbildungen der merkwürdigsten römischen Ruinen stehen auf langen Tafeln daneben; das Coliseum, das Pantheon, die Pyramide des Zestius, neben welcher so mancher deutsche Künstler in Rom den langen Schlaf schläft, und noch viele andre merkwürdige Ueberreste jener alten wundervollen Zeit. Alle sind in Italien vortrefflich gearbeitet und ahmen aufs täuschendste Form

und Farbe ihrer Urbilder nach, ein Vorzug, den die Abbildungen in Korkholz vor allen Gemälden und Zeichnungen voraus haben. Die eigentliche Größe jener alten Gebäude können sie uns freilich nicht begreiflich machen; aber dies vermag auch nicht einmal ihr Anblick, wenn andre Gegenstände nicht in der Nähe sind, um uns als Maaßstab zu dienen. Neben diesen italienischen Korkarbeiten nehmen die des geschickten Hofkonditors May aus Aschaffenburg einen ehrenvollen Platz ein. Sie stellen Ruinen alter deutscher Burgen vor, besonders aus den Gegenden am Rhein und der nahen Bergstraße.

Viele der Gemälde prangen zwar mit großen Namen berühmter Meister, besonders aus den italienischen Schulen, ohne ein Recht dazu zu haben; doch trifft man auch in allen Zimmern manches vorzügliche Kunstwerk neben mittelmäßigern. So fand ich hier eine köstliche Landschaft von Claude Lorrain, eine heilige Dorothea von Carlo Dolce, einen heiligen Petrus von Domenichino, eine Magdalena von le Brun, und ein sehr schönes weibliches Porträt von Rembrandt. Auch einige ganz vorzügliche Thier-

ſtücke von Potter und Roſa di Tivoli, ein paar ſchöne Pferde von Rugendas, daneben einen ſchönen Mondſchein von van der Neer und eine Winterlandſchaft von Foſchi. Mehrere recht warme erfreuliche Landſchaften von unſerm bekannten Schönberger ſchmücken ebenfalls dieſe Säle; genug, ich würde mich ſehr freuen, wenn wir dieſe Gallerie oder eine ihr ähnliche in Weimar beſäßen, und manche genußreiche Stunde in ihr verleben.

Das Naturalienkabinet ſahen wir nicht. Man ſagt, es enthalte viel Seltnes und Merkwürdiges; die Sammlung von Vögeln und die von Verſteinerungen werden von Kennern als ganz vorzüglich reich und wohlgeordnet gelobt. Durch einen Theil der großen reichen Bibliothek eilten wir auch nur hindurch, um recht bald zu den Schätzen alter und neuerer Kunſt zu gelangen, welche das Muſeum in einer Reihe von Zimmern aufbewahrt.

So groß das Lokal eigentlich iſt, ſo fehlt es im Muſeum dennoch an Raum, den großen Reichthum gehörig zu ordnen und aufzuſtellen, und dies erſchwert gar ſehr die Ueberſicht deſſelben. In den Fenſter-

brüſtungen, an den Seitenwänden der Schränke, an beiden Seiten der Thüren, überall ſind Handzeichnungen der beſten alten Meiſter, und alte merkwürdige Gemälde und Kupferſtiche angebracht. Wer nicht auf den Einfall geräth, die Thüren zuzumachen, bemerkt vieles gar nicht. Ich verdankte dieſem Einfall den Anblick einer der ſchönſten Federzeichnungen Albrecht Dürers, das Porträt des Erasmus von Rotterdam. Der daneben hängende, in ſeiner Art recht ſchöne Kupferſtich dieſes höchſt vollendeten und geiſtreichen Kunſtwerks war mir ein neuer augenſcheinlicher Beweis, wie viel jede Zeichnung unter der Radirnadel verliert und verlieren muß. Die Kupferſtecher, dünkt mir, ſind dem Maler und Zeichner höchſtens das, was der Ueberſetzer dem Poeten iſt. Alles, was das Gebiet der Kunſt umfaßt, iſt auch hier im Muſeum zu finden, von der früheſten Zeit bis auf die gegenwärtige. Von altdeutſchen Gemälden, beſonders auf Goldgrund aus der frühen Zeit, die uns Göthe als die bizantiniſche bezeichnet, iſt ein reicher Schatz vorhanden. Die Wände bedecken Schweizerlandſchaften in Gouaſche von Heß

gemalt, Abbildungen anderer Gegenden, Thierstücke, perspektivische Darstellungen des Innern großer Gebäude und Kirchen, unter welchen ein paar vom alten Morgenstern sich auszeichnen, viele andere zum Theil vorzügliche Gemälde, auch chinesische Landschaften und römische sowohl als florentinische Mosaik. Hier hängt auch die kolorirte Skizze, welche Rubens zuerst vor seinem berühmten jüngsten Gericht zeichnete, das jetzt mit so vielen andern herrlichen in München sich befindet. Die Idee davon schwebte mir noch dunkel vor, aus einem frühern Anschaun desselben in der damaligen Düsseldorfer Gallerie. Seufzend betrachtete ich die Menge großer Mappen nur von außen, welche eine ungeheure Anzahl seltner und schöner Kupferstiche und Handzeichnungen enthalten; dann wandte ich mich zu den vielen Schränken rings umher und zu den großen mit Kunstwerken beladenen Tafeln mitten in den Zimmern. Vasen, Urnen, Prachtgefäße aller Art, aller Zeit, stehen da aufgehäuft, aus China und Japan, aus Pompeji und Herkulanum. Majolika von seltner Schönheit, merkwürdige Becher von köstlichen Steinen, von Gold,

Silber, Email und Kriſtall; daneben Bronzen aller Art, Lampen und Kandelabers, wunderſchöne Reliquienkäſtchen mit antiken Kameen verziert, künſtliches Schnitzwerk von Holz und Elfenbein, von Bernſtein und Korallen, kleine Statuen von Bronze, Alabaſter und Marmor. Der Münzen und geſchnittenen Steine mag ich gar nicht einmal erwähnen, ſo groß iſt ihre Anzahl. Mir ſchwindelte vor der Menge merkwürdiger Gegenſtände, an denen ich wie im Fluge vorübergehen mußte, und ich vermißte ſchmerzlich einen kundigen unterrichtenden Führer. Der aufeinander gehäufte Reichthum der mannigfaltigſten Gegenſtände iſt hier ſo groß, daß es auch bei wiederholten Beſuchen unmöglich wird, ſich ohne eine leitende Hand aus dieſem Labyrinth von Schätzen zu finden, beſonders da der Mangel an Platz eine ſtrenge Ordnung, der Zeitfolge oder der Gegenſtände nach, bis jetzt beinahe unmöglich macht. Der beſte Führer wäre ein belehrendes Verzeichniß, das hier jedem Kunſtfreunde höchſt wünſchenswerth erſcheinen muß; aber das Unternehmen eines ſolchen iſt

eine mehr als herkuliſche unüberſehbare Arbeit, darum fürchte ich, daß wir es noch lange werden entbehren müſſen, bis günſtige Umſtände eine Vergrößerung des Lokals herbeiführen.

Weinheim, 21. Aug.

Jetzt, mein Freund, kenne ich auch den Garten von Deutſchland, die über alle meine Erwartung ſchöne anmuthige Bergſtraße, welche aber, nebenher geſagt, die ebenſte iſt, die ſich denken läßt. Zu lange ſchon hatte ich mich auf ihren Anblick gefreut, um nicht jede Vorſicht anzuwenden, damit ich ſie nicht im Regen ſehen müßte, ich verließ deshalb Darmſtadt nicht eher, bis der Stand des Barometers mir gutes Wetter zuſicherte, und hatte wirklich das Glück, einen zwar heißen, aber ſonſt wunderſchönen Tag zu wählen.

Meine Pläne waren ſehr weitausſehend. Ochſen ſollten mich auf den Gipfel des Melibocus ſchleppen, alle Ruinen wollte ich beſteigen, auch die ſeit kurzem

berühmte Granitsäule des Feldbergs besuchen, welche aus dem Odenwald nach Leipzigs Ebenen geführt werden sollte, um dort als Denkmal unserer Befreiung zu prangen. Ich weiß selbst nicht mehr, was ich alles wollte; aber es ging mit meinen Plänen wie mit allen andern, die wir in diesem Leben machen. Sie werden in der Ausführung immer einfacher, weil niemand den Aufwand von Zeit und Kraft vorher gehörig berechnet, dessen er bedarf, um sie ganz ins Werk zu stellen.

Da ich in Auerbach zu verweilen gedachte, so hatte ich Pferde bis Heppenheim, der ersten Poststazion, gemiethet, um mich, so lange ich wollte, unterwegs aufhalten zu können. Die erste Meile von Darmstadt aus gab uns noch keine Ahnung von dem, was weiterhin unsrer wartete. Zwar ist das Land in der Nähe der Stadt mit Sorgfalt angebaut, und schöne Gärten dienen ihm zum Schmuck, aber weiterhin wächst fast nur dunkles Nadelholz im unfruchtbaren Sande. Erst bei Bickebach, wo wir aus dem Tannenwalde hervortraten, erblickten wir die eigentliche Bergstraße im vollen Glanz des heitern

Morgenlichts. Vom Gipfel des mächtigen Melibo-cus ſchimmerte uns das oben erbaute weiße Häus-chen wie ein leuchtender Punkt entgegen, und erin-nerte mich an die Baſtiden bei Marſeille. Auf einem andern nahen hohen Berge erhoben ſich die prächti-gen Ruinen des Auerbacher Schloſſes; ähnliche Ue-berreſte alter Burgen erblickten wir rings umher auf Höhen, zu deren Füßen freundliche Dörfchen in ſtil-lem Frieden ruhten. Rieſengroße Wallnußbäume, Mandelbäume, Obſtbäume aller Art ſtreuten dichte Schatten auf unſern Weg, und ihre Zweige bogen ſich ſchon jetzt unter der Laſt der noch bei weitem nicht zum völligen Wachsthum gediehenen Früchte.

Alle Bauerhäuſer ſind hier dicht mit Rebenlaub umzogen, ſchöne blühende Kinderköpfchen gucken da-zwiſchen aus allen Fenſtern heraus, liebliche Bilder-chen, wie ſo oft Mieris ſie malte. Ueberall am Wege winken blühende Gärtchen mit ſchattigen Lau-ben; es iſt das Land der Fülle und des reichſten Se-gens der Natur. So wie die dunkeln Ruinen mit dem blühenden Leben an ihrem Fuß, ſo kontraſtiren die links ſich erhebenden pittoresken Felſen des Oden-

waldes mit der Ebne zur Rechten, in welcher hie und da fern kaum ſichtbare Thurmſpitzen das Daſeyn bedeutender Städte am Ufer des mächtigen Rheines verkünden.

In Auerbach hielten wir im Gaſthof zur Roſe an, und fanden freundliche ſachkundige Wirthsleute, die uns über alles Auskunft zu geben wußten, was wir zu wiſſen verlangten. Des beſchwerlichen weiten Wegs halber riethen ſie uns vom Beſteigen des Melibocus ab, beſonders da wir vor der Mittagsſtunde nicht hinauf kommen würden, und man in dieſer auf hohen Bergen faſt gar nichts ſieht, oder doch alles in der ungünſtigſten Beleuchtung. Dagegen prieſen ſie uns die Ausſicht von dem in weit kürzerer Zeit zu erreichenden nahen Schloßberge an, auf welchem die Ruine ſteht, die ich ohnehin in der Nähe zu ſehen wünſchte. Dieſer Berg iſt viel niedriger, als der Melibocus, gewährt aber, nach aller Verſicherung, dieſelbe, nur etwas weniger ausgebreitete Ausſicht. Auf eine Meile mehr oder weniger kommt es mir bei ſehr weiten Ausſichten nicht an; ich habe wenig Freude davon, wenn ich mit angeſtrengteſter Sehkraft am

fernen Horizont ein ſchwarzes Mückenfäschen erblicke oder zu erblicken glaube, und der Führer mir dabei ſagt, das iſt der Strasburger Münſter. Ich lobe mir die Nähe, in der ich wenigſtens das deutlich ſehe, worüber ich mich freuen ſoll, deshalb nahm ich guten Rath an und wanderte raſch vorwärts, von einem ganz vernünftigen Führer begleitet, der unſre Shawls und unſer Frühſtück trug.

Unterwegs dachte ich mit wahrer Sehnſucht an meine Schwalbacher Eſel, da wir auf ziemlich beſchwerlichem Wege über eine Stunde, faſt immer aufwärts ſtiegen, aber mit dem letzten Schritt, der den Gipfel des Berges erreichte, war jede Mühſeligkeit des Hinaufkommens völlig vergeſſen. Die Ruine des uralten, von den Franzoſen im dreißigjährigen Kriege zerſtörten Schloſſes iſt eine der herrlichſten in dieſer ganzen, an koſtbaren Ueberbleibſeln des Alterthums ſo reichen Gegend. Epheu von einer Größe, wie ich ihn nie ſah, umſchlingt mit mächtigen Zweigen die dunkeln Mauern, die gewaltigen Thürme, und ſchmückt die Vergangenheit mit friſchem jugendlichen Leben. Gebahnte Wege erleichtern und ſichern

den Zugang zu allem, was Zeit und feindliche Gewalt von dem weitläuftigen, einst prächtigen Gebäude übrig ließen, ohne das Auge durch moderne Kunst in diesem Heiligthum der Vorzeit zu beleidigen. Ueberall ist nur das zur Erhaltung des noch Vorhandnen Nöthigste gethan und nirgend eine, hier übel angebrachte Verzierung gewagt, wie wohl bei andern Ruinen, namentlich bei der in Tharant, geschehen ist.

Da saßen wir nun, bald auf der hohen Ringmauer, bald im Bogen eines ehemaligen Fensters, bald oben auf der Zinne des Thurms, geblendet von der Pracht der uns umgebenden Natur. Von der einen Seite der Ruine blickten wir tief in die schauerlichen Klüfte und Wildnisse des Odenwaldes und des Spessarts, an der andern lagen die Pfalz, die ganze, vom Rhein durchströmte reiche Ebene im Morgenstrahl vor uns, bis zu den fernen Vogesen, dem Taunus und dem Donnersberg. Ein großer Theil der Bergstraße lag wie ein blühendes Paradies, fast senkrecht unter uns. Ganz in der Nähe das freundliche Dörfchen Auerbach, etwas weiter das Städt-

chen Benzheim, unfern davon das Städtchen Heppenheim mitten in seinen Reben, über welches die Ruine der einst mächtigen Starkenburg auf einem bis hinauf zum Gipfel mit Wein bepflanzten hohen Berge ihre dunkeln Thürme erhebt. Ich glaube nicht, daß in der ganzen Gegend ein schönerer Punkt zu finden sey, als dieser, selbst nicht auf dem Melibocus. Der Kontrast zwischen dem wilden Gebirge und der unabsehbar weiten Ebne, die große Anmuth der nahen Gegend dicht unter uns, wo man fast in die Straßen von Auerbach, Benzheim und Heppenheim blickt, die gegenüberstehende Starkenburg, welche uns so nahe schien, daß wir glaubten, ein Ruf müsse bis zu ihr dringen; alles dies bildet ein entzückendes unbeschreibliches Ganze, welches ich nie vergessen werde.

Auf einem sehr beschwerlichen Wege, mitunter durch Sumpf und Moor, hätten wir in Zeit von drei Stunden von diesem Berge zum Feldberge gelangen können, wo die Riesen-Säule noch so daliegt, wie die Römer sie bei ihrer Bearbeitung verließen. Diese Säule ist indessen nach Aller Aussage

nur dreißig Fuß lang, und verdient alſo nicht ihren großen Namen. Ihretwegen that es mir auch nicht leid, daß wir unſern Kräften dieſen weiten Weg nicht zumuthen konnten, wohl aber wegen des nahe daran liegenden Felſenmeeres. So nennen die Unwohner dieſer Gegend ein mit, wie von Geiſterhänden hingeſchleuderten, großen Felſenmaſſen dicht beſätes wildes Thal des Odenwaldes. Aller Beſchreibungnach muß es den Felſen bei Alexandersbad im Voigtlande ähnlich ſeyn, welche man ſonſt die Luxburg nannte, und der verewigten Königin von Preußen zu Ehren zur Luiſenburg umgetauft hat.

Da wir in Ermangelung hülfreicher Eſel den Gedanken aufgeben mußten, den Feldberg zu beſuchen, ſo wählten wir wenigſtens den etwas weitern angenehmeren Weg zurück nach Auerbach. Wir wanderten erſt im friſchen Waldſchatten gemächlich den Berg hinab, und befanden uns bald darauf in den ſchönen Anlagen, welche die im Rosbacher Thal entſpringende Heilquelle umgeben. So ſahen wir uns in weniger als einer Stunde aus der gewaltigen Vorzeit in die jetzige verſetzt. Vor uns im Thal lag das ele-

gante kleine Schloß mit artigen Nebengebäuden, welches der Darmſtädter Hof zuweilen im Sommer einige Wochen bewohnt, nicht weit davon ein ziemlich großer Gaſthof und einige für Brunnengäſte eingerichtete artige Häuſer. Schattige Gänge, Grasplätze, Blumenſtücke, kleine Pavillons ſchmücken hier die Höhen und das Thal, während von ihren Bergen die Ruinen des Auerbacher Schloſſes und der Starkenburg dunkel und ernſt über die Gipfel der hohen Bäume herüber blicken auf dieſe ihnen ſo fremdartigen neuern Erſcheinungen. Wenige berühmte Brunnenorte haben eine reizendere Lage, als die faſt unbekannte Quelle, welche hier, von einem artigen kleinen Tempel umgeben, einſam ſprudelt. Nur die Einwohner der zunächſt liegenden Orte benutzen zuweilen ihre heilende Kraft; deſto häufiger aber beſuchen ſie an Sonn- und Feſttagen die Einwohner von Darmſtadt und andern nahen Städten als geſelligen Erholungsort. Dann erſchallt das ſonſt ſo ſtille Thal von latem fröhlichen Leben, und Gläſer erklingen zum Takt des raſchen Walzers, in welchem das junge Volk ſich luſtig dreht.

Je weiter wir nun auf der Bergſtraße fortſchritten, je herrlicher ward alles um uns her. Immer üppiger wachſen die Reben an den Bergen, die Obſtbäume am Wege und in den Gärten. Ueber das helle Grün der Reben in beträchtlicher Höhe erheben ſich dunkle Kaſtanienhaine, über dieſe ſtrecken höhere Felſen die waldigen Gipfel gen Himmel. Die weite Ebne bleibt ſtets zur rechten Hand, zur linken die hohen Berge des Odenwaldes, und doch wechſeln die Anſichten aufs mannigfaltigſte. Bald ſteigen die Felſen drohender empor, bald ſenken ſie ſich zu ſanftern Anhöhen; hier ſtarren zackige Felsſpitzen aus dem friſchen Grün hervor, dort geben ſchöne Ruinen alter Burgen der Gegend einen eignen romantiſchen Reiz. Am Abhang der Berge iſt jedes urbar zu machende Fleckchen auf das ſorgfältigſte angebaut, und alles gedeiht, Menſchen und Thiere, Pflanzen und Bäume. Städtchen reihen ſich an Städtchen, Dorf an Dorf, in dieſem kleinen Bezirk. So gelangten wir gegen Abend hieher nach Weinheim, dem ſchönſten Theil der Bergſtraße, wie er auch der wärmſte iſt. Die kleine uralte Bergſtadt mit ihren

epheubewachsenen zackigen Mauern und grauen Thürmen hat eine paradiesische Lage; gern vergesse ich darüber die winkligen, bergauf bergab führenden engen Straßen und den steil abhängenden Marktplatz, an welchem wir für die Nacht unsre Wohnung nahmen. Die, Weinheim umgebenden, mit Reben und Kastanien bepflanzten Berge steigen am Ufer der Wischnitz, eines dicht an der Stadtmauer hinfließenden Bergstroms, fast senkrecht empor, und hoch über der alterthümlichen Stadt thront die mächtige Ruine der Burg Windeck auf einem Weinberge, und gewährt, mit ihr vereint, einen höchst pittoresken Anblick. Rings umher gedeihen die edelsten Obstbäume, noch üppiger als im übrigen Theil der Bergstraße. Es wird hier viel Gärtnerei getrieben, daher blühen die schönsten fremden Blumen und Sträuche in allen Fenstern und Gärten, und keine Pflanze trauert unter diesem schönen Himmel um ihr südliches Vaterland. Die Stadt selbst hat, bei aller ihrer Alterthümlichkeit, einige hübsche freundliche Häuser; auch liegt hier der elegante Landsitz einer adeligen Familie, von schönen Gartenanlagen umgeben.

Sie kennen meine Art, mich wenigſtens in Gedanken überall anzuſiedeln, wo es mir gefällt; ſo habe ich auch hier ein kleines hübſches Landhaus gefunden, welches jetzt nicht bewohnt wird, und von dem ich mir einbilde, daß ich einmal einen Sommer darin verleben könnte. Ein ländlicher Garten voll Reben und Pfirſichen und Mandeln und Feigen umgiebt es, und die ſchönſten Blumen blitzen wie farbige Juwelen aus ihrem Schatten hervor. Auch hat der obere Stock meines Hauſes einen Balkon, von dem man weit und breit die himmliſche Gegend überſchaut, den Rheingau in der Ferne, näher die Ebne, auf welcher Mannheim und die uralte Stadt Ladenburg liegen, bis zu den fernen Vogeſen. Die nämliche Ausſicht, nur noch ausgebreiteter, bietet ebenfalls die Ruine der Windeck, von welcher auch die alten Mauern der Stadt mit ihren zackigen Zinnen und den beiden Hexenthürmen ſich recht maleriſch ausnehmen. Dicht an der Stadt öffnet ſich das Birkenauer Thal. Zwei in den Felſen gehauene uralte Thorpfoſten, an welchen man noch Spuren der Angeln erblickt, woran die Thorflügel hingen, bilden

hier den Eingang in die düstern Klüfte des Odenwaldes. Wahrscheinlich verschloß dies Thor den Zugang zu einem dem Odin geweihten heiligen Hain. Mich ergriffen ahnende Schauer einer gewaltigen Vorzeit, da ich hindurch schritt. Schon der Name des Odenwaldes verkündet, daß er vor allem dem Dienste Odins geweiht war; die ganze Gegend bietet noch Spuren davon, und wohin man tritt, ist altdeutscher klassischer Boden. Felsen und Steine, alte Denkmahle und Namen von Gegenden und Ortschaften, alles erinnert an die Geschichte der Niebelungen und einer großen Vorwelt, die jetzt im romantischen Dunkel einzelner Sagen verhüllt liegt. Starr und wild drängen sich die Felsen am Anfange des Birkenauer Thales zu einer engen Schlucht zusammen; die Weschnitz eilt rauschend zwischen ihnen hin, durch das Thal hindurch; oft läßt sie am Fuße der Berge kaum Raum genug für den sich längs ihrem Ufer hinziehenden Fahrweg, hin und wieder aber erweitert sich das Thal, und wo der Platz es erlaubt, ist auch eine Mühle hingebaut; hohe Erlen umgeben das ländliche Gebäude, und der Wiederhall verdoppelt

das Rauſchen des unwillig über die Räder ſich ſtürzenden Bergſtroms. Solcher Mühlen giebt es hier drei, die alle die romantiſche Schönheit des wilden Felſenthals erhöhen, jede auf beſondre Weiſe und von den andern verſchieden. Nächſt einem Kloſter wüßte ich nichts, das den Reiz einer gebirgigen Gegend mehr erhübe, als eine Mühle mit ihren brauſenden Bächen, ihren immer im Schwunge ſauſenden Rädern, und jetzt, da die Klöſter wie „ausgenommene Neſter“ daſtehen, iſt mir eine Mühle faſt noch lieber, als ein ſolches verödetes oder gar zu einer Fabrik umgeſchaffenes Kloſter. Die das Thal einſchließenden hohen Felſen bieten dem Naturforſcher höchſt merkwürdige Erſcheinungen dar; mich freute ihre wunderbare Geſtaltung, der friſche Wald, der ſie kleidet, und die rothen zackigen Felſenſpitzen, die hie und da aus dem üppigen Laube hervorragen und ſchöne Gruppen bilden. Das Thal endet in einer ziemlich weiten Ebne, in deren Mitte das Dörfchen Birkenau und das dazu gehörende Schloß eine ſehr freundliche Landſchaft bilden.

An das andere Ende von Weinheim ſtößt das vom Grundelbach durchſtrömte Gorchsheimer Thal. Es ward mir als ſtill und ſchattig, voll angenehmer Waldſcenen beſchrieben, aber weit weniger maleriſch und intereſſant, als das Birkenauer Thal. Deshalb ging ich nicht hin. Die Welt iſt zu groß, um alles darin zu ſehen.

Heidelberg, 23. Aug.

Auf halbem Wege von Weinheim hieher ſchimmerte die Strahlenburg uns im Schein der dem Untergang ſich neigenden Sonne ſo herrlich entgegen, daß wir, um in ihre Nähe zu gelangen, den kleinen Umweg über das uralte, an ihrem Fuß ſich hinſchmiegende Schriesheim gern nicht achteten. Keine Ruine rings umher glänzt, einem verklärten Geiſte dahin geſchwundener alter Zeiten ſo ähnlich, als dieſe, beſonders wenn Abends die letzten Sonnenſtrahlen das weiße Geſtein in Roſengluth färben. Alsdann erblickt man die Burg meilenweit im flachen Lande, wie einen laufenden Stern, und gewiß verdankt ſie dieſer, ſie vor allen andern auszeichnenden Lage den ſchönen Namen der Strahlenburg, welchen die Erbauer ihr gaben. Die Burg liegt ganz frei auf einem nicht ſehr hohen Weinberge. Höhere Felſen bilden den Hintergrund der reizenden Landſchaft, auf welcher große, ſonderbar geformte Granitmaſſen zwiſchen dicht belaubten Bäumen emporſteigen. Schriesheim iſt ein ſehr alter Ort voll Leben und Thätigkeit; mehrere Mühlen, einige Fabri-

ken und ein nahes Bergwerk, in welchem Vitriol und Alaun gegraben werden, beſchäftigen die Einwohner und geben ihnen Unterhalt. Ziemlich lange ſahen wir uns in der engen, etwas ſchmutzigen Straße vergebens nach einem Führer zur Burg um, bis ein freundlicher Färber uns ſeine dunkelblaue Hand bot und uns recht ſorgſam den ſteilen, von Reben beſchatteten Fußweg hinauf leitete.

Da ſtanden wir vor den ſchönen Trümmern der einſt prächtigen Burg, ſtaunten ihre Thürme an und wandelten zwiſchen den Mauern umher, bei denen der Aberglaube noch bis dieſe Stunde nach Schätzen gräbt, wie mehrere, friſch aufgeworfene Hügel bezeichnen.

Unſer mit den Sagen ſeiner Gegend wohlbekannte Führer erzählte uns indeſſen recht einfach und treuherzig, wie der Kaiſer Friedrich mit dem rothen Bart dieſe Burg vor vierhundert Jahren in einer Nacht eroberte und verbrannte, und wie er vierzehn gefangene Ritter binden und im Kanzelbach ertränken ließ. Schaudernd blickte ich ſeitwärts in das enge, vom Kanzelbach durchrauſchte Thal, und ver-

glich die wilde Vorzeit mit der friedlichen Gegenwart. Wo damals die Ritter gemordet wurden, da ſtehen jetzt eine Reihe ewig klappernder Mühlen, die der ſilberklare, einſt blutgefärbte Bach treibt. Dicht daran ſah ich fleißige Menſchen den Schooß der Erde durchwühlen, um verborgene Schätze ans Tageslicht zu fördern, über welche unſre Vorältern achtlos hingingen. Vor mir lag die angebaute Ebne, ich überſah viele Dörfer und Städte, weit über Mannheim hinaus, und dachte, welche Schrecken in jener verhängnißvollen Nacht der grauſend ſchöne Anblick der brennenden Burg unter die Einwohner des flachen Landes verbreitet haben mag. Die Flammen müſſen hier fürchterlich gewüthet haben, dennoch konnten ſie dieſe aus Granitmaſſen für eine Ewigkeit zuſammen gethürmten Mauern nicht zerſtören; der langſamern, aber mächtigern Gewalt der Zeit wurde vieles ſpäter zum Raube, doch ſtehen noch Thürme und Gewölbe, ihr trotzend, da, umklammert von den ſtarken Armen des hier üppig gedeihenden rieſengroßen Epheus.

Ganz in der Nähe fand man römische Gräber und Spuren alter Bäder. Dies brachte wahrscheinlich das Volk auf die Idee des Schatzgrabens im Bezirk der Burg.

Von Schriesheim gelangten wir bald nach Handschuchsheim, einem gar freundlichen Ort, in dessen mit Reben umrankten ländlichen Häusern mehrere Einwohner von Heidelberg den Sommer über wohnen. Nun bog der Wagen bei Neuenheim um eine Ecke; es war der letzte Schritt, mit welchem wir die Bergstraße hinter uns ließen. Vor uns lag eine neue schöne Welt; der breite schimmernde Neckar und sein entzückendes Thal; die schöne, mit Statuen geschmückte Brücke, die sich über ihn wölbt; am entgegengesetzten Ufer Heidelberg, dicht am Strome einen weiten Halbzirkel bildend, über den sich die prächtigen Ruinen des Schlosses hoch erheben, und hinter diesem höhere waldgekrönte Felsen, deren dunkles Grün den Grund des großen Gemäldes bildet.

Hätte die Bergstraße auch keinen andern Zauber, als diesen großen überraschenden Anblick, hier, wo sie endet, er allein würde die ganze Reise reichlich belohnen. Daher eilen Sie, mein Freund, damit Sie unsre freundliche Erde nicht verlassen, ohne ihn genossen zu haben.

Heidelberg, 9. Sept.

Kaum weiß ich Worte zu finden, um Ihnen, lieber Freund, zu sagen, wie so ganz über meine Erwartung wohl es mir hier gefällt, wie groß und herrlich die Natur um mich ist, wie freundlich und heiter die Stadt. Sonst spotteten Sie oft über meinen Mangel an Ortsinn, wenn ich mich in den Straßen nirgend zurecht zu finden wußte; aber kommen Sie nur zu uns nach Heidelberg, ich will Sie herumführen trotz dem besten Lohnbedienten, denn hier weiß ich überall Bescheid, so gut wie in meinem eignen Zimmer. Indessen muß ich Ihnen doch gestehen, daß Heidelberg eigentlich nur aus einer einzigen breiten schönen Straße besteht, die sich wohl eine halbe Stunde lang hinzieht längs dem Ufer des Neckars, am Fuße hoher Felsen, welche hier von beiden Seiten des Stromes das Thal beschränken. Ein inneres Thor mitten in dieser Straße trennt die Vorstadt von der eigentlichen Stadt, ohne daß übrigens ein bedeutender Unterschied zwischen beiden bemerkbar wäre. Einige große, von schönen Gebäuden umgebene Plätze schließen sich an diese Straße an, und viele, zum

Theil etwas düstre enge Queerstraßen gehen zu beiden Seiten von ihr aus. Fast alle Häuser sind massiv und haben ein recht stattlich-bürgerliches Ansehen. Einige tragen Spuren eines hohen Alterthums, besonders eins, vor dem ich immer einige Minuten betrachtend verweilen muß, wenn ich auch noch so ermüdet vom Spaziergange zurückkomme. Es ward wahrscheinlich im sechzehnten Jahrhundert gleichzeitig mit dem östlichen Flügel des Schlosses erbaut, und war einst der Wohnsitz der edlen Familie von Sickingen; jetzt bewohnt es ein Kaufmann. Die reiche Fasade schmücken noch von oben bis unten Säulen und Nischen, mit allerlei Bildhauerarbeit verziert, und zwischen ihnen schauen die Büsten vieler alten Ritter und Damen gar wunderbar und ernst auf die neue Generazion herab.

Weiter aber lasse ich mich nun auf keine topographische Beschreibung der Stadt und ihrer merkwürdigen Gebäude ein. Wollen Sie mehr davon wissen, so verweise ich Sie an Frau von Chezy und Herrn Aloys Schreiber, denn beide haben alles erschöpft, was davon zu sagen ist. Hingegen von Heidelbergs

Umgegend möchte ich Ihnen recht viel schreiben; sie gehöret zu den anmuthigsten und zugleich erhabensten in Deutschland. Die ganze reiche Rhein-Ebne, in welcher Mannheim liegt, breitet sich vor uns aus, so wie wir aus dem Mannheimer Thor treten, welches das westliche Ende der Stadt begränzt; der Neckar eilt durch sie hin, dem Rheine zu; die Gebirge am Rhein schließen die blaue Ferne und seitwärts die des Odenwaldes an der Bergstraße, mit ihren alten Burgen und dem über alle emporragenden Melibocus. In der Stadt und am andern Ende des Thales hingegen umringen uns hohe schön geformte Felsen, zwischen welchen breit und silbern der Neckar hinwogt. Reben bekleiden die Berge bis zu einer gewissen Höhe; über diese erheben sich, wie an der Bergstraße, dunkle Kastanien-Haine, fast bis zu dem mit Wald und Busch gekrönten Gipfel hinauf. Wo die größere Breite des Thales es irgend erlaubt, blinken freundliche Dörfer und einzelne Wohnhäuser aus Reben und reichen Obstgärten hervor, und ziehen sich am Abhange der Berge oder durch enge Felsenschlüfte hin. Dicht über der Stadt, auf einer mäßi-

gen Höhe, am Fuße eines hohen, mit dunkelm Grün gekleideten Felsen thront über all' dieſem Reichthum die prächtige Schloßruine. Ich werde nicht müde, ſie anzuſchauen, denn immer bietet ſie im Wechſel der Tageszeit oder des Wetters einen neuen herrlichen Anblick, Abends und Morgens, im Nebel und im Sonnenſchein, oder wenn vom Winde ſchnell vorüber gejagte Wolken mit leicht hineilenden Schlagſchatten ſie überziehen. Ueberhaupt gewährt der Kampf der aus dem Strom aufſteigenden Nebel mit den Sonnenſtrahlen zwiſchen den mit dunkelm ſaftigen Grün bekleideten hohen Felſen ein ganz wunderbares Schauſpiel. Er währt beſonders Morgens oft viele Stunden lang, in denen die Nebel ſich in tauſendfachen Geſtaltungen bald hier, bald dort feſthängen und einklemmen. Leider aber trugen ſie nur zu oft den Sieg über die Sonne davon, und fallen dann in unbarmherzigen Regenſtrömen nieder.

Die Ruine des Heidelberger Schlosses gleicht in der Nähe mehr der einer von lauter Königen ehemals bewohnten Stadt, als der eines einzigen Pallastes. So groß ist ihr Umfang, so in der Bauart von einander verschieden sind die vielen einzelnen Gebäude, aus denen sie zusammengesetzt ist und welche im Lauf mehrerer Jahrhunderte hier nach und nach entstanden. Oft genug ward diese berühmte Ruine bis ins kleinste Detail beschrieben, aber es geht mit diesen Beschreibungen wie mit allen, welche es wagen, wahrhaft große Gegenstände umfassen zu wollen; sie befleißigen sich der ängstlichsten Genauigkeit, ohne je den mächtigen Eindruck des Ganzen wiedergeben zu können. Besser gelingt dies dem Zeichner, auch betrete ich nie den Bezirk des Schlosses, ohne mehrere Künstler oben zu finden, die sich mit Kopiren einzelner Theile desselben emsig beschäftigen. Seit länger als einem Jahr hat sich sogar ein Franzose im Hause des oben wohnenden Gärtners förmlich angesiedelt, und zeichnet mit unermüdetem Fleiß, so lange die Sonne am Himmel steht. Einige seiner Ansichten des Schlosses sind schon in Kupfer gesto-

chen, und was ihnen etwa an Geiſt abgehen möchte, erſetzt die pünktlichſte Treue, mit welcher alles bis auf die kleinſte Verzierung eingefaßt ward.

Als ich zuerſt den geräumigen Schloßhof betrat, und die mit ſechzehn Bildſäulen und vielen andern Verzierungen geſchmückte nördliche Faſade des Schloſſes von fern erblickte, glaubte ich faſt, ein noch bewohnbares prächtiges Gebäude zu ſehen, und erſt beim Nähertreten entdeckte ich, wie furchtbar hier vernichtende Zerſtörung gehauſt hat. Der noch reicher geſchmückte öſtliche Flügel ſteht in ähnlichem Zuſtande da; im Innern deſſelben ſind noch die Abtheilungen des Ritterſaales und mehrerer großer Gemächer deutlich zu unterſcheiden. Ueberbleibſel reicher Verzierungen von Bildhauerarbeit an den Thürpfoſten und Fenſtergeſimſen von innen und außen, Säulen, Niſchen, Statuen, Wappen und zum Theil emblematiſche Basreliefs bezeugen noch die ehemalige hier vorwaltende Pracht. Obgleich aber das Dach längſt eingeſunken oder weggebrannt iſt, ſo hat dieſer Theil des Schloſſes doch noch ein zu neues Anſehen, um als Ruine in der Nähe vollkommen ſchön zu ſeyn.

und die blauen Vogesen kränzen den weiten Horizont. Auf der Terrasse selbst steht der schöne alte Thurm, fast ganz mit Epheu überdeckt, welcher zwei daran angebrachte Nischen in Lauben verwandelt, aus denen die Bildsäulen zweier alten Pfalzgrafen drohend blicken. Der Effekt, welchen diese beiden, in Geschmack der damaligen Zeit sehr gut gearbeiteten Statuen hier machen, ist groß und wunderbar. Sie haben etwas gristerartiges, als fühlten sie noch Trauer und Zorn über die Zerstörung ihrer Fürstenwohnung, und wären bereit, sie zu rächen. Oben auf dem alten Gemäuer des Thurms grünen und blühen Pflanzen und Blumen in zwei kleinen Anlagen, die man den Luftgarten nennt. Die Aussicht dort ist noch ausgebreiteter, als die unten von der Terrasse; es war ein hübscher Gedanke, hier Blumen und Sträuche zu pflanzen, die im Graus der Zerstörung üppig gedeihen und Leben aus dem Tode saugen.

Das berühmte Heidelberger Faß ist ebenfalls noch zu schauen; ich werde mich aber wohl nicht in den kalten feuchten Keller hinabwagen, in welchem es liegt. Gegen Master Whitbread's thurmhohe Por-

terfäſſer, welche ich in London ſah, iſt es doch ohnes hin nur ein Zwerg. Auch hörte ich heute eine Schaar engliſcher Herren und Damen, die ich davon hers kommen ſah, mit wahrem vornehmen Mitleid von dem winzigen kleinen Dinge ſprechen und Altengland preiſen, welches auch in dieſer Hinſicht den Sieg über Deutſchland davon trägt. Brummend ſchlich die Schloßwärterin hinter der Geſellſchaft drein, die ihr für die nicht kleine Mühe des Herumführens im ganzen Schloß nur ſechs Kreuzer gegeben hatte, und ich dachte daran, wie man in England den Beſuch eines Schloſſes mit Gold erkaufen muß.

Ueberhaupt werfen die jetzigen Engländer auf Reiſen den Leuten nicht mehr die Guineen an die Köpfe, wie ſonſt wohl geſchah; ſie zeichnen ſich eher auf ganz entgegengeſetzte Weiſe aus; dafür werden auch in dieſer ganzen Gegend die eleganteſten Reiſes kutſchen an den guten Gaſthöfen aus vorgeblichem Mangel an Raum abgewieſen, ſobald der Wirth Britten darin ſpürt, und ich traute kaum meinen Sinnen, da ich dies zuerſt hörte und ſah. So ändern ſich die Zeiten und Sitten. Vor zwanzig Jah-

ren durfte ein Deutſcher ſich mit ſeinem Geldbeutel kaum in die Gaſthöfe wagen, welche von den groß-müthigen Milords beſucht wurden, denn damals war jeder Engländer wenigſtens ein Lord, und jetzt habe ich es wirklich erlebt, daß einer den in Heidelberg ſehr billigen Preis der Wirthstafeln für ſeine Damen noch billiger behandeln wollte, weil dieſe weniger äßen als die Männer.

Ich werde es nicht müde, hier Berg und Thal an jedem heitern Tage zu durchreiſen, denn der mannigfaltige Reiz, die Anmuth und Erhabenheit dieſer Gegenden ſind ewig neu. Heut wandelten wir zum Wolfsbrunnen, zuerſt den Strom entlang, bis zu dem kleinen Dörfchen Schlierbach, wo wir durch einen Bauerngarten zu den kühlen ſilberklaren Quellen hinaufſtiegen, die in einem dunkeln Felſengrunde reichlich ſprudeln, und ſich in vier terraſſenartig über einander liegende fiſchreiche Weiher ſammeln. Dunkles Gebüſch und einige Bäume verbreiten eine ewige kühle Dämmerung über dieſen von der Welt abge-

sonderten stillen Platz. Er gleicht einem; sehnsuchtsvoller Schwermuth geweihten Tempel. Ich glaube nicht, daß man auch mit dem fröhlichsten Gemüth hier lachen oder lustig seyn kann, so feierlich ist der Ort, in welchem nur das leise Murmeln der Quellen die tiefe Stille durchsäuselt. Um den obern Weiher schatteten sonst noch uralte mächtige Linden und verdichteten das heilige gründämmernde Dunkel; sie wurden unter allerlei nichtigen Vorwänden vor wenigen Jahren gefällt und werden noch immer schmerzlich beklagt. Dieser Vernichtungsgeist, der die Menschen treibt, auch das Unersetzbare zu zerstören, nur um es anders zu haben, ist eine sehr traurige Erscheinung, der man nur zu oft begegnet.

Die Sage behauptet, daß Siegfried an diesem abgelegenen stillen Orte unter Hagens meuchelmörderischem Schwerte fiel, da er im Brunnen badete. Doch widersprechen ihr viele eifrige Verehrer des Nibelungenliedes, und führen Gegengründe an, die hauptsächlich auf dem Lokal des Ortes beruhen, vorzüglich den, daß hier keine Wiese in der Nähe ist, auf welcher der Held sein Roß tummelte, ehe

er ins Bad ging. Ich glaube, daß die Zeit hier wohl vieles veränderte, daß Busch, Wald und Anhöhen im Lauf der Jahrhunderte recht wohl an die Stelle eines Rasenteppichs entstehen konnten, und denke hier gern an Siegfried und die Niebelungen; auch an die uralte Seherin der Germanen, Vellada, welche Chateaubriand neuerlich zu der Heldin einer Liebesgeschichte zu machen für gut hielt. Sie ward auch Jutta genannt und bewohnte die Höhe, auf der die Ruine des Schlosses jetzt steht, welche noch heutigen Tages nach ihr der Jettenbühl heißt; ein Name, der das Andenken und die Sage von der Prophetin noch immer unter dem Volke lebendig erhält. Vellada wandelte in früher Morgendämmerung von ihrem Wohnsitz zum Brunnen herab, um dort im Verborgnen heilige Gebräuche zu üben. Die Seherin, zu beschäftigt mit wichtigen künftigen Ereignissen, dachte nicht daran, Gefahren zu erforschen, welche ihr selbst drohten; unversehens traf sie daher am Brunnen eine Wölfin, welche dort ihre Jungen bewachte, und ward dem wüthenden Thiere wehrlos zur Beute. Darum wird dieser Ort noch immer der Wolfsbrunnen genannt.

Es iſt hier das Land alter Sagen, lieber Freund! Sie wiſſen, wie ich dieſe liebe, wie ſie mir alles um mich her beleben, daher verargen Sie es mir nicht, wenn ich ihnen zuweilen recht treuherzig etwas erzähle, was geſcheutere Leute als ich geradezu für Mährchen erklären.

Der Tag war zu heiß, wir ſelbſt zu warm vom Spaziergange geworden, um lange in dieſer friſchen Kühle am Brunnen zu verweilen. Wir wählten den Rückweg über die Höhe nach dem Schloſſe, wahrſcheinlich denſelben, welcher die Prophetin ihrem Schickſal entgegenführte. Jeder Schritt gewährte uns hier eine neue Ausſicht auf den tief unten fließenden Neckar und das wunderſchöne Thal. So gelangten wir bald zu den weitläuftigen Anlagen, welche die Ruine des Schloſſes umgeben. Kunſt und Natur ſchufen hier im ſchönen Verein die angenehmſten, von unzähligen ausländiſchen Bäumen und Sträuchen umgrünten Spaziergänge. Bald belebt ſie das Flüſtern einer einſamen Quelle, bald wandelt man unter hohen dichten Laubgewölben, zwiſchen ſchön geformten Felſen. An einigen Stellen treten

einzelne Theile der Ruine unerwartet hervor und machen einen höchst pittoresken Effekt; oder man gelangt auch plötzlich an freie Plätze, von welchen man beide vom Rhein und vom Neckar durchströmte Thäler zugleich übersieht, bis wo die Vogesen, der Donnersberg und das Haardtgebirge den Horizont schließen.

Die ausgebreitetste Aussicht bietet eine große, mit wilden Kastanienbäumen besetzte Terrasse, auf welcher uns diesmal der Thee erwartete, denn ein Gasthof, wo man Erfrischungen aller Art findet, gehört auch mit zu den Annehmlichkeiten dieser Spaziergänge. Hier genossen wir nun einen herrlichen Abend, sahen die Sonne sinken und den Vollmond heraufsteigen. Nirgend, selbst nicht am Ufer des Meeres, fand ich das wechselnde Farbenspiel der Abendröthe, den Kampf des Lichts mit der Dunkelheit schöner als hier. Jeder Moment bringt neue glänzende Farbenerscheinungen an dem weiten Horizont hervor; die aus beiden mächtigen Strömen nach einem heißen Tage aufsteigenden Dünste, in welchen die Lichtstrahlen widerscheinen, sind wohl die Ursache dieser unglaublichen Pracht. Rosig schimmernd tritt der Rhein

in der Ferne hervor, und verbirgt sich wieder, um an einem andern Ort noch glänzender zu erscheinen, ohne daß das Auge allen seinen Krümmungen zu folgen vermöchte. Dicht unten funkelt glühend der Neckar im Abendroth, die nahe Ruine, die Stadt, die Brücke, alles glänzt im Purpurlicht, während die Dämmerung allmählich ihre grauen Schleier immer weiter und weiter verbreitet, bis sie endlich alles zur nächtlichen Ruhe verhüllt.

Es wäre eine unverzeihliche Sünde, wenn wir hier einen schönen Tag ungenossen hingehen ließen; man sollte dies eigentlich nie, denn das Leben ist so kurz und gleicht überhaupt nur zu sehr diesem Sommer, an welchem ganz heitere Tage so selten erscheinen. Wir benutzten also gleich den ersten schönen Morgen, um durch das Neckarthal nach Neckargemünd zu fahren.

Je mehr ich vom Neckarthal sehe, je schöner erscheint es mir. Auf unserm Wege umschlossen uns bald prächtige Granitfelsen so enge, daß nur eben

für uns und den Strom Raum genug blieb. Weiterhin treten sie auseinander, und freundliche Dörfer spiegeln sich in der klaren Fluth. Dann folgen röthliche Sandsteinbrüche, in welchen der Wiederhall das Knallen des die Steinmassen sprengenden Pulvers unzählige Mal wiederholt. Plötzlich wendet der Strom sich nach Osten, und dicht an seinem Ufer liegt Neckargemünd vor uns, von Reben und aller Anmuth der reichen Vegetazion dieses Landes umgeben. Dicht daran fällt der kleine Fluß, die Elsenz, in den Neckar und bildet einen kleinen Hafen für Holzschiffe, Flöße und Nachen. Schöne hohe Berge erheben stolz ihre Häupter über dem freundlichen Städtchen; vor allen zeichnet sich der Dillsberg durch seine regelmäßige Kegelform aus, welche wahrscheinlich auf einen ausgebrannten Vulkan deutet. Man will sogar Spuren von Lava in den Steinen der uralten Ringmauer des oben liegenden Städtchens Dillsburg entdeckt haben. Das sehr alte Dillsburger Schloß und die es umgebenden hellrothen Ziegeldächer des Städtchens gewähren, von unten gesehen, einen ganz eignen Anblick; sie liegen wie ein Adler-

neſt auf dem beträchtlich hohen Berge; nirgend zeigt ſich von dieſer Seite die Spur eines hinauf führenden Weges, und man begreift nicht, wie die Leute dort oben es anfangen, um mit der übrigen Welt in leidlichem Zuſammenhang zu bleiben. Von der andern Seite führt freilich ein, ziemlich ſteiler, Weg hinauf, den wir aber nicht ſehen konnten und an dieſem heißen Tage auch nicht beſteigen mochten, obgleich die Ausſicht oben als ſehr ausgebreitet und ſchön geprieſen wird. Wir ſahen uns lieber gleich nach einem Führer und einem Nachen um, die uns an das jenſeitige Ufer brachten, nachdem wir in Neckargemünd unſer Mittagseſſen beſtellt hatten.

Unſer Führer war ein wackrer alter Landmann, der ſeine drei Söhne gegen die Franzoſen in den Krieg geſchickt hatte, zwei von ihnen auf dem Siegesfelde bei Belle-Allianee verlor, und doch nicht glaubte, um dieſen Preis die Befreiung des Vaterlandes zu theuer erkauft zu haben. Er mußte mir von Dillsburg erzählen, das, vom Strome aus geſehen, noch ſchroffer und unzugänglicher auf ſeinem Felſen zu liegen ſcheint. Solche, in höchſt unbequemen Stellungen

angelegte Wohnungen der Menſchen erregen in mir immer ein hohes Intereſſe, beſonders wenn das Schöne und Bequeme ſie ſo nahe begränzt, als hier. Ich möchte gern ergründen, was die Leute bewegt, dort zu bleiben, und finde immer keinen andern Grund, als die Macht der Gewohnheit. Die Bewohner von Dillsburg haben nur einen einzigen Brunnen, aus welchem täglich nur vier Eimer Waſſer geſchöpft werden dürfen, in welche die Honoratioren des Orts ſich theilen. Die übrigen Bewohner behelfen ſich mit Regenwaſſer, welches ſie in Ziſternen auffangen. Dieſer Sommer muß die waſchluſtigen Hausfrauen von Dillsburg entzücken, und eine ächte Holländerin aus Broek oder Zaardam wäre dort oben, ſo ganz außer ihrem Element, gewiß das unglücklichſte Geſchöpf in der Welt.

Unter dieſen Geſprächen und Betrachtungen waren wir über den Strom geſetzt und eine gute Strecke am andern Ufer fortgegangen, als uns eine ganz neue, höchſt romantiſche Ausſicht überraſchte. Der breite Strom krümmt ſich hier plötzlich nach dem Dillsberge zu und bildet einen großen Halbkreis.

Uns beinahe gegenüber, am äußerſten Ende dieſes Kreiſes, ſahen wir das Städtchen Neckarſteinach am Fuße mächtiger grüner Felſen im Strome ſich ſpiegeln und ſeitwärts, auf bedeutender Höhe, vier alte Burgruinen in nicht großer Entfernung von einander eine ernſte Reihe bilden. Die erſte und kleinſte dieſer Ruinen, zu welcher wir gelangten, hängt, den Einſturz drohend, beinahe über den Weg, dicht am Strom, wie ein Schwalbenneſt auf der Zinne eines Kirchthurms, und macht einen höchſt maleriſchen Effekt; ſie wird auch das Schwalbenneſt genannt. Nur ein Thurm und einiges Gemäuer entgingen der Zerſtörung und werden leider vielleicht bald ihr ganz zum Raube, denn ein Steinbruch untergräbt den Fels, auf dem die Burg ſteht; deshalb iſt auch das Hinaufſteigen zu ihr höchſt beſchwerlich und nicht ganz ohne Gefahr.

Zu der zweiten Ruine ſtiegen wir hinauf. Dieſe Burg iſt größer und prächtiger geweſen, als die erſte. Ein ſchöner Thurm und ein großes Thor, mit einem Wappen geſchmückt, ſtehen noch wohl erhalten neben andern Thürmen und vielen alten Mauern, welche

die Abtheilungen eines Schloßhofes und einiger Säle errathen laſſen. Hohe Birken und Fichten wurzeln auf den mächtigen Steinmaſſen, und ſchöner Epheu umzieht ſie. Die Ausſicht auf den Neckar und die nahen Felſen und Ruinen iſt entzückend ſchön, die Krümmung des Stroms giebt ihm das Anſehen eines lang ſich hindehnenden Sees, denn an beiden Seiten treten die Felſenufer vor, und verbergen den Ort, woher er kommt und wohin er geht. Seitwärts blickt man in das einſamwilde Schönauer Thal, das, wie eine ſchmale grüne Bergſchlucht, ſich durch die Felſen hinwindet. Mich ergriff dort oben ein wehmüthiges Gefühl. Grau und düſter ſah ich die ernſten Trümmer über den Weg blicken und die ewig jugendlichen Wellen mit dem Abbilde ihrer ehrwürdigen Formen ſpielen, welche ſonſt wohl im Schein der Fackeln rothflammend blinkten, wenn dieſe, jetzt verödeten, Mauern vom Geräuſche froher Feſte wiederhallten. Ich dachte mir, wie vielleicht ein Vater vieler Söhne dieſe Burgen ſo nah an einander erbaute, um ſeine Kinder darin um ſich her wohnen zu laſſen, und wie ſpäterhin gaſtliches Verkehr die Be-

wohner dieſes Schloſſes vereinte, deren Namen jetzt niemand mehr nennt.

Die dritte Burg erhebt ſich nahe über Neckarſteinach. Ein in neuerer Zeit daran gebauter Theil derſelben iſt bewohnt und ſogar zu einem Gaſthofe eingerichtet, aus deſſen Saalfenſtern man die ganze herrliche Gegend überſieht.

Die vierte Ruine iſt ſehr verfallen und beſteht nur aus wenigem Gemäuer und einem ſehr alten Thurme, ſieht noch ſchauerlicher und öder aus, als die andern.

In Neckarſteinach beſuchte ich die halb alte, halb neue Kirche, um einige alte Grabmähler des längſt erloſchnen Geſchlechts der Landſchaden von Steinach zu ſehen. Die in gar naiven, alten deutſchen Knittelreimen abgefaßten Inſchriften der Gräber ergötzten uns ſehr, während uns die Küſterin mit der Geſchichte ihrer Bewohner unterhielt. Die alten Herren von Steinach ſtehen noch immer in ſehr ſchlechtem Ruf hier unter dem Volke. In ihrer dunkeln Zeit mögen ſie auch wohl das damals unter dem Adel übliche Räuberhandwerk getrieben haben. Unſre

Frau Küsterin machte sie aber zu Seeräubern auf dem Rhein, und behauptete, sie hätten deshalb den Beinamen Landschaden erhalten. Mir fielen dabei die Seekönige ein, die jetzt in unsern neuesten Romanen eine so große Rolle spielen, seit Fouqué sie einführte. Uebrigens giebt diese kleine Kirche ein großes Beispiel der höchsten Toleranz. Mit Erstaunen sah ich Weihkessel und Prozessionsfahnen am Grabe eines Landschaden hängen, der, wie die Inschrift lobend verkündete, zuerst in dieser Gegend dem Papst entsagte und Luthers neue Lehre ergriff. Ich vernahm zur Erklärung, daß Lutheraner und Katholiken sich dieser Kirche gemeinschaftlich bedienen, um darin zu verschiedenen Stunden, jedes auf seine Weise, Gottesdienst zu halten.

So wie wir in Neckargemünd wieder angelangt waren, schickten wir unsern Wagen nach Heidelberg zurück, und schifften uns gegen Abend auf einem Nachen ein, um auf dem Neckar zu Hause zu fahren. Die Sonne streute ihre letzten Strahlen auf Fels und Strom; es war eine höchst angenehme Fahrt, ein Vorschmack dessen, was uns am Rhein

erwartet. Jede Krümmung des Stroms, jedes Dörfchen am Ufer gewährte ein neues Bild; alles, was uns am Morgen beim Hinfahren erfreut hatte, erſchien uns jetzt, vom Waſſer aus, noch ſchöner, und ungern verließen wir nach einer guten Stunde den Kahn, es bedauernd, daß dieſe Freude ſo kurz war.

Ganz anders und doch nicht minder ſchön zeigt ſich mir die Welt, wenn ich dem romantiſchen Neckarthale den Rücken wende, aus dem Mannheimer Thore trete und die reiche, vor mir liegende Ebne überſchaue. Hier ladet alles zu heiterm Lebensgenuß ein, wie dort zu ernſterer Betrachtung. Ueppig gränt und blüht Garten und Flur, und die aus Obſtbäumen und Reben hervorblickenden ſchönen Dörfer ſehen aus, als lebe man nur zur Luſt darin, und müſſen ihre Bewohner nicht im Schweiß ihres Angeſichts das Land bauen, wie andre Erdenſöhne und Töchter.

Solch ein Dorf iſt auch Rohrbach, in welchem die verwittwete Markgräfin von Baden ein nicht gro-

ſes, aber elegantes Landhaus beſitzt, welches ſie im Sommer zuweilen bewohnt. Ein klarer Bach, ein von ſchattendem Gehölz umgebener Teich, ländliche Ausſichten auf grüne Wieſen und freundliche Dörfer geben den dazu gehörigen Gartenanlagen etwas ſehr anmuthiges. Der Eintritt ſteht dem gebildeten Publikum offen. Wir ſaßen dort an einem ſchönen Abend ſehr fröhlich am Theetiſch, als wir ein allmählich aufſteigendes Gewitter bemerkten, welches plötzlich ſo ſchnell und in ſo drohender Geſtalt ſich über Heidelberg aufthürmte, daß wir eilen mußten, um vor dem völligen Ausbruch deſſelben die Stadt zu erreichen. Noch war über uns der Himmel blau, kein Lüftchen regte ſich, aber in furchtbarer Majeſtät thronte die ſchwarzblaue Gewitternacht über dem Kreiſe der die Bergſtraße umgebenden Felſen; am dunkelſten ruhte ſie auf dem hoch über Heidelberg ſich erhebenden Heiligenberg und dem darunter liegenden Schloßberg. Nie ſah ich die Natur in furchtbar-erhabnerer Pracht. Der Wiederhall in den Bergen wiederholte den unaufhörlich rollenden Donner unendliche Mal, ſo daß kein einzelner Schlag ſich unterſcheiden ließ. Blaue za-

kige Blitze zerriſſen die dunkle Wolkendecke, dann glänzte einen Moment lang die Schloßruine hervor, und verſank im nächſten wieder in dem Gewitterſchleier, welcher ſchwarz und undurchdringlich ſie verhüllte. Wild aufgeregt in ſeinen tiefſten Tiefen, brauſte der Neckar und glänzte wie dunkelblauer Stahl, obgleich der Sturm noch ſchwieg und kein Regentropfen fiel. Schaudernd gedachte ich jener entſetzlichen Nacht, als hier im ſechzehnten Jahrhundert ein Wetterſtrahl das uralte erſte Schloß zerſtörte, welches auf dem nämlichen Berge hoch über der jetzigen Ruine des neueren Schloſſes erbaut war, und von dem keine Spur mehr übrig iſt. Ein großer, mit Pulver angefüllter Thurm ſtand damals neben dem alten Schloß; der Blitz entzündete dieſen, und in einem Moment waren Thurm und Schloß zerſtört und die Stadt unten verwüſtet und in Flammen, angezündet von den auf ſie herabregnenden brennenden Balken, zerſchmettert von herunterſtürzenden Felsſtücken. Schon ahnete mir, ein ähnliches zu erleben, als das Gewitter ſich theilte. Nur ein Theil deſſelben entlud ſich über Heidelberg, nachdem wir glücklich ange-

langt waren, aber so furchtbar, wie wir es uns auf dem flachen Lande nicht denken können. Die alten Felsen krachten, als ob sie zusammenstürzen wollten, und die Blitze leuchteten heller, als die strahlende Mittagssonne. In der Bergstraße hat das Gewitter noch weit ärger gewüthet, große Schloßen verwundeten Reisende und Pferde, welche eben auf freier Straße waren, und die ganze herrliche Obstärndte in Heppenheim ist zerstört.

Mit dem neulichen Aufruhr der Natur scheint jetzt der Sommer wirklich eingezogen zu seyn, freilich etwas spät, doch immer besser, als gar nicht. Wir denken jetzt ernstlicher daran, unsre eigentliche Rheinreise in wenigen Tagen anzutreten, und benutzen die Zeit bis dahin, um noch alles zu sehen und zu genießen, was uns bis jetzt die nur zu häufigen Regentage verwehrten. So brachten wir denn auch einen Sonntag in Schwetzingen zu, weil an diesem Tage die Springbrunnen dort angelassen werden. Es liegt von hier so entfernt, als von Mannheim, und auch so weit, als Mannheim selbst von Heidelberg liegt.

Beide Orte kann man bequem in Zeit von zwei Stunden erreichen, und dies ist keine der geringsten Annehmlichkeiten, welche Heidelbergs Lage bietet. Diese Nähe Mannheims ist den Freunden des Theaters besonders bequem, da man bei Tage, bei Nacht und zu jeder Jahreszeit nicht die geringste Gefahr oder Unbequemlichkeit auf der trefflichen Kunststraße zu scheuen hat.

Es ist mir unbegreiflich, wie jemand auf den Einfall kommen konnte, die prächtigen großen Anlagen von Schwetzingen mitten in diese öde Sandwüste zu verlegen, da Heidelberg so ganz in der Nähe eine Gegend bietet, in welcher die Natur der verschönernden Kunst auf mehr als halbem Wege willig entgegen gekommen wäre. Aber die Fürsten lieben es, das Unmögliche zu versuchen und sowohl die Elemente, als die ewigen Gesetze der Natur zu besiegen. Zuweilen gelingt ihnen dies, und obgleich der Sieg selten des großen Aufwandes von Kraft und Geld werth ist, mit welchem er errungen ward, so erregt er doch wenigstens das Erstaunen der Menge. Hier in Schwetzingen wächst dies Erstaunen noch durch den Kontrast

der traurigen Oede der Umgebung mit der reichen üppigen Vegetazion, die man im Garten zu erzwingen wußte, wozu denn freilich das warme günstige Klima nicht wenig beigetragen haben mag.

Der Garten, einer der größten in Deutschland, ist eine eigne Zusammensetzung einzelner grandioser Partien, wie le Notre in Frankreich sie schuf, und modernerer Anlagen in sogenanntem englischen Geschmack. Dieser Mangel an Einheit des Styls fällt indessen bei dem großen Umfange des Ganzen gar nicht widerwärtig auf. Auch die vielen Tempel und andre darin angebrachte Gebäude erscheinen aus demselben Grunde nicht geschmacklos und lächerlich, wie es auf einem kleineren Platz so leicht geschieht. Sie sind alle wahrhaft prächtig aus massiven Quadersteinen erbaut, einige in sehr edlem Styl, wie zum Beispiel ein Apollostempel und ein andrer, der Minerva geweiht. Eine große Moschee, die genaue Kopie eines solchen in Konstantinopel existirenden Tempels, ist wenigstens prächtig und merkwürdig. Wer sich die Mühe geben will, auf engen Wendeltreppen ihren hohen Minaret zu besteigen, den lohnt oben eine

ausgebreitete Aussicht auf die Städte Speyer, Mannheim, Ladenburg und viele andre, welche in der weiten Ebne zwischen den Vogesen und dem Melibocus zerstreut liegen. Manche artige Spielerei ergötzt wenigstens für den Augenblick. Zu diesen rechne ich ein großes Vogelhaus von mährchenhaftem Ansehen, und die berühmte gemalte Aussicht auf den Rhein, welche sonst durch einen optischen Betrug alle Welt täuschte, jetzt aber zu verbleichen beginnt. Den imposantesten Effekt macht indessen der mit hohen Alleen umgebne große Platz im altfranzösischen Styl, gleich am Eingange. Ihn schmücken eine Menge von Springbrunnen, Marmorvasen und Statuen, deren es in diesem Garten unendlich viele giebt und von denen einige nicht ohne Kunstwerth sind. Auch ein sehr großes Wasserbassin, an dessen Ufer die kolossalen Statuen des Rhein- und Donau-Gottes liegen, nimmt sich recht grandios aus. Einen Tag kann man in Schwetzingen recht angenehm hinbringen, und sich obendrein müde laufen, wenn man alles sehen will, was dieser Platz enthält. Auch müde lesen kann man sich, wenn man eine detaillirte Beschreibung aller

darin enthaltenen Einzelheiten lesen muß, deshalb verschone ich Sie damit, und ich hoffe, Sie danken es mir. In Summa, alles wäre hier vortrefflich und gut, wenn nur nicht die Luft von blutdürstigen Ungeheuern wimmelte, die schonungslos jedermann anfallen, und keinem erlauben, nur eine Viertelstunde im Freien auszuruhen. Diese berüchtigten Rheinschnaken, deren Hauptsitz Schwetzingen ist, sind keine Mücken, kleine geflügelte Drachen sind sie, gegen welche die berühmten Mücken in Israelsdorf bei Lübeck, die ärgsten, die ich bis jetzt kannte, als sanfte harmlose Geschöpfe gepriesen zu werden verdienen.

Ich habe Ihnen nun schon so viel von Heidelbergs Umgebungen gesagt, und noch kein Wort von dem Ton der dortigen Gesellschaft. Das kommt aber daher, lieber Freund, weil man das, was man sonst in der Welt eigentlich oder uneigentlich Gesellschaft nennt, hier nicht findet. Nirgend erblickt man hier ein Streben nach Vergnügungen außer dem Hause,

ausgenommen nach denen, welche die Natur reichlich in der Umgegend bietet. Man kennt oder fühlt hier nicht das Bedürfniß, ſich zum Spiel oder zur Konverſazion in größerer Anzahl zu verſammeln, daher giebt es auch keinen großen allgemeinen Vereinigungspunkt für Männer und Frauen, weder in Privathäuſern, noch an einem öffentlichen Ort. Einige Konzerte und Bälle machen im Winter hievon eine geringe Ausnahme. Dennoch wird man ſelten mehr kenntnißreiche, gebildete, mit einem Wort mehr intereſſante Menſchen auf einem ſo kleinen Punkt verſammelt finden, als in Heidelberg. Aber dieſe intereſſanten Menſchen ſind Männer, welche den ganzen Tag ihrer ernſten Beſchäftigung widmen, und Frauen, die ihren Haushalt, ihre Kinder beſorgen, um Abends dem ermüdeten Mann im Kreiſe der Seinen Erholung und Erheiterung zu bereiten. Müßiggänger giebt es hier nicht, oder verirren ſie ſich einmal hieher, ſo halten ſie es wenigſtens nicht lange aus, und ohne dieſe kann doch bekanntermaßen keine Geſellſchaft im gewöhnlichen Sinne des Wortes beſtehen. Ausgebreitete Familienverbindungen, welche

in andern Städten einigen Anlaß zu größeren Gesellschaftskreisen geben, finden hier ebenfalls nicht Statt, denn die bedeutendsten Einwohner wurden größtentheils aus andern, oft fernen Orten nach Heidelberg versetzt. Daher suchen und finden nur Gleichgesinnte einander, und bilden kleine gesellige Kreise aus drei oder vier Häusern, die ohne Zwang oder Zeremonie unter einander in freundschaftlichem Verkehr stehen, und die übrigen nur gelegentlich als entfernte Bekannte begrüßen. In diesen kleinen Kreisen befindet sich aber jeder Fremde recht wohl, der Zutritt zu ihnen erhält, und der die Qualität, nicht die Quantität berücksichtigt. Ausgezeichnete junge Leute, welche hier studiren, werden zuweilen, doch selten, zu diesen Zirkeln gezogen; übrigens treiben die Studenten ihr Wesen für sich, doch auf die wenigst störende Weise. Sie ziehen sich wunderliche Jacken an, die sie altdeutsch nennen, setzen sammtne Damenhüte auf, und nennen sie Baretts, binden sich allerlei seltsam gezackte Kragen um den nackten Hals, und wem die gütige Natur einen Schnurrbart verleiht, der läßt ihn wachsen und dankt dem Himmel dafür. So sehen

dieſe jungen Leute denn freilich ziemlich maskenartig aus, aber ſie denken damit einen gewaltigen Schritt zum ächten Deutſchthum zu thun, und die Freude iſt ihnen zu gönnen. Wenn ſie einmal Acceſſiſten, Kanzelliſten, Kandidaten oder ſo etwas werden, giebt ſich der Spaß von ſelbſt.

Ich weiß, Sie wundern ſich längſt, daß ich Ihnen noch immer kein Wort von der Boiſſerée'ſchen Gemäldeſammlung ſchrieb, denn Sie ahnen wohl, daß dieſe hauptſächlich es iſt, was mich ſo lange hier feſt hält. Da Sie aber gewiß einmal in Ihrem Leben recht liebten und vielleicht noch lieben, ſo wiſſen Sie auch, daß ein Liebender den Namen der Dame, die er vor allen im Herzen trägt, immer zuletzt und ſo ſpät als möglich nennt. So ſchwieg ich denn auch von jenen Gemälden, eben weil ſie unaufhörlich und überall mein Gemüth beſchäftigten, denn ihr Anblick hatte mich in einen ſchwankenden Zuſtand von Unruhe und Ungewißheit verſetzt, aus dem ich wieder zu gelangen ſuchen mußte, ehe ich es wagen konnte, Ihnen etwas

darüber zu ſagen. Eine Schülerin Fernows und Winckelmanns Verehrerin, kannte ich bis jetzt nur die Antike als die Sonne, von der das Licht der Kunſt zuerſt über Italien ausging; als die Quelle des Ideals, welches vor allen Raphael dem Göttlichen göttlich erſchien.

Die flamändiſche, überhaupt die niederländiſche Schule war mir auf andre Weiſe lieb, und nie konnte ich es mit Langmuth ertragen, wenn vornehm thuende Kunſtkenner ſie herabſetzen wollten. Der Farbenglanz, die anſpruchloſe Naivetät ihrer Schöpfungen ergötzten mich; der Fleiß, die pünktliche Treue in den Darſtellungen der die Meiſter umgebenden Natur rührten mich oft auf eigne Weiſe, wenn gleich die Gegenſtände nicht immer die edelſten ſind. Ich hing mit wahrer Liebe an dieſen ehrlichen, lieben Bildern, ſo wie man auch gern mit einem guten getreuen Nachbar manches gemüthliche Stündchen verlebt, ohne deshalb hohe Anſprüche an ſeinen Geiſt zu machen, und ahnete nicht, daß bloßes treues Kopiren der Natur zu einer noch höhern Stufe der Vollendung führen

könnte, als die ich hier erreicht sah und die mir deshalb genügte.

Von der altdeutschen Schule kannte und ehrte ich hauptsächlich nur Albrecht Dürer und Lukas Kranach. Ihre Farben, ihr unermüdeter Fleiß erregten meine Bewunderung. Aber wenn die Frommheit, die einfache Hoheit ihrer Gedanken mich anzogen, so stießen mich die unschönen Formen oft wieder zurück. Albrecht Dürers treffliches Zeichnen konnte mich doch nicht ganz mit der Härte seiner Konture, mit der Magerkeit vieler seiner Formen versöhnen, und manche Verzerrung in Lukas Kranachs Köpfen fiel mir widerwärtig auf. Ich ehrte und fühlte, was diese großen Meister gewollt hatten, aber es betrübte mich zugleich, daß sie es bei hohem Talent und dem angestrengtesten Fleiß weder erreicht hatten, noch in ihrem, durch tausend äußere ungünstige Umstände beengten Kunstkreis je erreichen konnten. Daher hatte ich selten eine recht reine innige Freude an ihren Kunstwerken.

Die letzte, bei uns seit einigen Jahren eingetretene Kunstperiode hätte mir diese trefflichen alten

deutschen Meister beinahe ganz verleidet. Sie wissen, wie fast allgemein die neuere Künstlerwelt ein mystisch-frommer Schwindelgeist ergriff, den sie noch auf wunderliche Weise mit Vaterlandsliebe zu verbinden trachtet. Die Antike wird als Ueberbleibsel des blinden Heidenthums ganz bei Seite geschoben. Raphael läßt man noch allenfalls gelten; zwar war er kein Deutscher, aber doch katholisch und malte Madonnen; doch Albrecht Dürer, Lukas Kranach und ihnen gleichzeitige oder frühere, zum Theil unbekannte Meister sind die Helden des Tages, und werden zu Vorbildern erwählt, nicht nur in der Erfindung, auch in der Ausführung. Das Uebelste dabei ist, daß man, aus Unvermögen ihre höheren Eigenschaften zu schätzen oder sich zu erwerben, nur gerade alle Fehler treu nachahmt, welche diese Alten aus mancherlei Gründen begehen mußten. Wunderliches, geschmackloses Kostum, fratzenhaft übertriebene oder vermagerte Gestalten in verdrehter unmöglicher Stellung, mit eidexenartigen Körpern, Gesichtern, Händen und Füßen von unnatürlicher Länge, gelten jetzt für

altdeutſch, und junge talentvolle Künſtler bemühen ſich, nur ſolche Geſtalten auf allerlei Weiſe zu gruppiren und ihnen irgend eine verworren-myſtiſche Bedeutung unterzulegen. Wenn ſolch ein Bild recht herrlich ſeyn ſoll, ſo malt man es auf Goldgrund, vergoldet auch wohl die Spitzen der Blätter an den Bäumen, die Säume der Draperien, die Federn der Vögel, ſogar den Blick in den Augen mit wirklichem Metall, wie die Pfefferkuchen-Bäcker es mit ihren Puppen zu machen pflegen. An die Geſetze der Perſpektive, der Vertheilung des Lichtes, der Gruppirung, wird nicht dabei gedacht, denn die hohe fromme Kindeseinfalt, nach der man ſtrebt, verbietet jede Regel. Dies Unweſen empörte mich oft zu gerechtem Zorn, welcher um ſo höher ſtieg, wenn ich in den Werken der auf ſolche Abwege gerathenen Künſtler ein hohes Talent, Fleiß und Genius nicht verkennen konnte, deren ganz mißgriffene Anwendung mich tief ſchmerzte. Doch wie man auch im gerechteſten Zorn oft zu weit zu gehen pflegt, ſo geſchah es wohl, daß mein Widerwille ſich zuweis

len auf die alten Bilder ſelbſt erſtreckte, die dieſes Unheil verurſacht hatten, wenigſtens war mir das ewige Loben und Bewundern derſelben ganz unerträglich geworden.

Daß die Gemälde in der Boiſſerée'ſchen Sammlung nicht von jener mir verhaßten Art ſeyn konnten, wußte ich, ehe ich ſie ſah; ich kannte ſie ſchon einigermaßen aus Göthe's erſtem Heft über Kunſt und Alterthum am Rhein und Mayn; aber was ich fand, hatte ich dennoch nicht erwartet, nicht den Stoß, der alle meine Meinungen und Ideen über den Gang, den die Kunſt zur ächten Vollkommenheit nehmen ſoll, ſo durch einander wirrte, daß ich lange umſonſt ſtrebte, mich wieder zu recht zu finden.

Ich ſah eine Reihe Gemälde von Johann van Eyk, von Schoreel, von Hemmling, von Maſſuſe, lauter Namen, deren erſter mir nur aus dem in meiner Kindheit geſehenen Danziger Bilde bekannt war. Eine neue Kunſtwelt ging mir auf, oder vielmehr ein Chaos, aus dem ſich mir eine neue Welt entwickeln mußte.

Hier ist kein Gedanke von Lukas Kranach oder seinen Nachahmern, aber auch keine Spur der Antike und des Ideals. Neben diesen noch immer verehrten erblicke ich jetzt noch eine Führerin zum Heiligthum der Kunst, die Natur, eben so fern vom mystischen Dunkel, von Verzerrung, vom Gemeinen, als von der Antike. Alles in diesen Gemälden ist Porträt, treue Nachahmung des im Leben Vorhandenen, aber groß und herrlich durch ungesuchte Einfalt, Schönheit der Formen und ächt menschlich frommen Sinn, ohne Streben darnach. Dieser spricht aus den Gemälden, weil die Meister wirklich fromm und einfach waren, und sich nicht nur stellten, als ob sie es wären. Die Malerei dieser Bilder ist das Vollkommenste, was ich kenne, ausgeführt bis in die kleinsten Details wie Miniatur, aber ohne Aengstlichkeit. Die Karnazion des Fleisches athmet und lebt, und gegen die Farbenpracht der Gewänder erbleicht selbst der Glanz der venezianischen Schule. Mit was für Farben diese alten Meister eigentlich malten, wie sie sie bereiteten, ist schwer auszumitteln, doch da sich der

jüngere Boiſſerée ſchon lange und ernſtlich mit Unterſuchungen darüber beſchäftigt, ſo dürfen wir von ſeinem Kunſteifer vielleicht bald die erfreulichſten Reſultate erwarten. So viel iſt ſichtbar, daß dieſe Meiſter ſich faſt keiner Erdfarben bedienten. Wahrſcheinlich lag auch viel an der Bereitung des erſten Grundes, auf dem ſie malten. Dieſer iſt weiß und ſchimmert beinah durch die bis zum Durchſcheinen dünn aufgetragenen Saftfarben durch; er bringt ungefähr das hervor, was bei einem fleißig gemalten Miniaturbilde eine dem Elfenbein untergelegte Silberplatte leiſtet.

Meine Bewunderung wuchs, da die Eigner der Sammlung mich ſtufenweiſe mit der Entſtehung dieſer ächt deutſchen Schule bekannt machten, und mir zeigten, wie ſie zuerſt durch tiefes Dunkel zu dieſer Höhe gelangte.

Nun aber, bitte ich Sie, lieber Freund! nehmen Sie Göthe's erſtes Heft über Kunſt und Alterthum am Rhein wieder zur Hand, und leſen Sie nochmals, was er über die Boiſſeréeſche Sammlung, beſonders in Hinſicht auf das Geſchichtliche

der Kunſt ſagt. Denn nur an dieſen feſten Faden kann ich die Erzählung deſſen anreihen, was ich davon hörte und ſah. Zuerſt wurden mir mehrere Gemälde aus der frühern Zeit gezeigt, die Göthe als die byzantiniſche bezeichnet, und in welcher der Künſtler an eine, von der Geiſtlichkeit ſtreng beſtimmte Form der Darſtellung gebunden war. Immer wiederkehrende Aehnlichkeit jedes einzelnen Geſichtes, trockne Symmetrie in der Anordnung der neben einander geſtellten Figuren, goldner Grund und mit Stempeln eingedrückte Verzierungen und Heiligenſcheine ſind die karakteriſtiſchen Zeichen jener Zeit. Skulptur, wie man ſie noch in alten Kirchen ſieht, und nicht die Natur, war damals das Vorbild der Maler; daher ſtehen die Geſtalten kerzengerade da, mit gekreuzten oder gefälteten Händen, in langen ſchönfarbigen Gewändern, deren trockne Falten aber wie geſchnitzt ausſehen. Köpfe, Hände und Füße ſind lang und mager, ſo wie die ganze Figur, das Haar ſehr fleißig gemalt, aber ſteif und ſymmetriſch geordnet.

Eine große goldne Tafel, auf welcher mehrere Apostel neben einander abgebildet sind, zeigt alle Fehler und Vorzüge jener Zeit. Gewänder und Gestalten sind steinern und todt, die Köpfe haben alle eine Familienähnlichkeit, sind aber edel und mit bewundernswürdigem Fleiße ausgeführt.

Nach und nach riß sich die Kunst immer mehr von den byzantinischen Fesseln los. Zwar ward noch auf die, aus der Architektur in die Malerei übergegangene Symmetrie streng gehalten, welche eine ganz gleichförmige Anordnung beider, an den Mittelpunkt des Gemäldes sich anschließenden Seiten erforderte, auch der Goldgrund und die eingedruckten Verzierungen blieben, doch die Bewegung ward freier, die Köpfe wurden individueller, die Drapperien erhielten einen natürlicheren Faltenwurf.

Die Sammlung besitzt ein sehr vorzügliches altes Altargemälde aus dieser bessern Zeit; es stellt die Kreuzigung vor. Maria und Johannes bilden am Fuße des Kreuzes eine schöne ausdrucksvolle Gruppe; die übrigen Jünger stehen zu beiden Seiten des Kreuzes, fast in der nämlichen Stellung, wie auf

den andern schon erwähnten Bildern. Neben dieses Gemälde muß ich die beiden großen goldnen Tafeln mit Abbildungen von Aposteln stellen, deren Göthe besonders erwähnt, und sie, wahrscheinlich mit Recht, für Nachbildungen wirklich geschnitzter Bildnisse hält. Die schönen ehrwürdigen Gestalten der Apostel stehen auf glänzend goldnem Grunde neben einander, über jeden wölbt sich ein zierlich durchbrochner, oben spitz zulaufender Bogen, mit brauner Farbe, doch ohne alle Perspektive, auf dem Goldgrund gleichsam schattirt. Diese Bogen gleichen kapellenartigen Nischen, wie man sie noch an Chorstühlen, Thürmen und andern kirchlichen Verzierungen des Alterthums häufig sieht. In einer Abtheilung unter den Füßen der Apostel liegen Todtenköpfe und Knochen, auf seltsame Weise zur Zierde geordnet. Die steinerne Form weicht in diesem Bilde schon dem Leben. Die Stellung der Apostel ist ernst und ruhig, aber nicht starr; ihre in den hellsten Farben glänzenden Gewänder und Mäntel fallen in wirklich großem Styl weit und faltenreich um sie her, die trefflich gemalten Köpfe sind karakteristisch und edel. Ein unaussprechlich frommer

Sinn, ein heiliger Gottesfrieden ſpricht aus ihren Zügen, es weht ein ſo beruhigender ſtiller Geiſt über dieſe beiden Tafeln, daß man nicht müde wird, ſie anzuſchauen.

Die heilige Veronika macht den Beſchluß dieſer byzantiniſch-niederrheiniſchen Reihe von Gemälden, als das vortrefflichſte, obgleich es vielleicht älter iſt, als die andern; denn darüber läßt ſich nichts beſtimmen. Leben und Namen der Künſtler, welche alle dieſe Bilder malten, verhüllt das Dunkel der Vergangenheit, und obgleich die Tradizion einiges bewahrte, ſo hat man hierüber dennoch keine Gewißheit.

Dies Gemälde, welches die heilige Veronika darſtellt, wie ſie den Abdruck vom Geſichte des Erlöſers ausgebreitet vor ſich hält, iſt genau, wie Göthe es beſchreibt, auf Goldgrund gemalt. Weich und zart wie eine junge Roſe, leuchtend in unbeſchreiblicher Anmuth und Jugend, ſtrahlt das Köpfchen der kaum zur Jungfrau herangeblühten Heiligen über dem furchtbaren Tuch hervor, welches ihre zarten Händchen gar zierlich halten. Die kleinen ſingenden

Engelchen mit ihren schönen Flügeln, deren drei in jeder Ecke unten zusammen sitzen, sind so hold und lieblich, wie die Heilige selbst. Im furchtbarsten Kontrast mit aller dieser Anmuth steht das kolossale dunkelbraune Bild des Erlösers auf dem von der heiligen Veronika emporgehaltnen Tuche. Die Züge des Gesichts, besonders die Augen und Augenbraunen sind wundersam in die Länge gezogen, die schwarzen Haare hängen wie eine ägyptische Haube zu beiden Seiten herunter, und der Anblick der entsetzlichen Dornenkrone mit den daran hängenden Blutstropfen verwundet aufs schmerzlichste. Eine mit braunen Farben in den Goldgrund gemalte blumenartige Verzierung bildet ein Kreuz, welches über dem Scheitel, zu beiden Seiten des Kopfs und unten an dem höchst sorgfältig ausgeführten Bart hervorragt. Fremd und wunderbar wie ein Traumgebild starrte dies Antlitz mich an, so daß ich beim ersten Blick darauf schaudernd zurückfuhr; aber bei näherer Betrachtung vergaß ich alles darüber, selbst die schöne Heilige und die lieblichen Engel. Aus den edlen Zügen, die immer weniger verzerrt erscheinen, je länger man sie

betrachtet, leuchtete wahrhaft göttliches Dulden im tiefſten Leiden mir entgegen und erfüllte mich mit einem Gefühl von Andacht und Rührung, für welche ich keine Worte habe.

Je länger ich vor dem Bilde ſtand, je mehr ward ich überzeugt, daß es ſehr nachgedunkelt haben muß, und urſprünglich weit heller war. Ein leichter röthlicher Hauch wird bei genauer Betrachtung auf den dunkeln Wangen noch ſichtbar, auch auf dem im Ausdrucke des höchſten Schmerzes immer noch edlen Munde, und die Blutstropfen über der Stirn leuchten wie dunkle Rubinen. Es geht mir beim Schreiben von dieſem Gemälde wie beim Anſchauen deſſelben, ich kann nicht davon ſcheiden.

Ein paar kleine Gemälde, welche beide die Verkündigung darſtellen, führe ich nur als Beweiſe der Abſurdität an, zu welcher die Kunſt ſich damals bequemen mußte, und zu welcher ſie wahrſcheinlich jetzt wieder durch die Bemühungen unſrer neueſten Künſtler herabſinkt. Starr und ſteif kniet die heilige Jungfrau vor ihrem Betſtuhl, während der auf einem Lichtſtrahl in Geſtalt einer Taube zum Fenſter herein

flatternde heilige Geist ihm mit seinem Schnabel ein Loch in den Kopf zu picken bemüht ist; ein ganz winzig kleiner Christus mit dem Kreuze fährt auf dem nämlichen Lichtstrahl dicht hinter ihm drein. Dem zweiten, diesem vollkommen ähnlichen Bilde fehlt nur der Christus, und die Taube fliegt dem Ohr der heiligen Jungfrau zu.

Jetzt komme ich zu dem Riesenschritt, mit welchem zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts Johann van Eyk plötzlich hervortrat, und der um so größer erscheint, wenn man bedenkt, daß wahrscheinlich die oben erwähnten Gemälde der Verkündigung vielleicht nur funfzig Jahre vor seiner Zeit gemalt wurden. Von der Natur mit hohem Geist, mit Talent, Künstlersinn und Eifer ausgestattet, war er es müde, sich von dem Goldgrunde ewig beschränken zu lassen. Vielleicht sann er lange darüber nach, wie dieser beengenden Fessel zu entgehen sey, und ein einziger begeisternder Moment gab ihm den muthigen Gedanken ein, die goldne Scheidewand zu durchbrechen, welche ihn und seine Gestaltungen von dem

Reiche der Natur abschnitt. Mit diesem einzigen Schritt war nun aber auch alles gethan; Luft und Wasser, das ganze Pflanzenreich, Berge, Städte, ferne Gegenden, zu denen das Auge kaum reicht, alles, was unsre schöne Erde schmückt, hatte Johann van Eyk nun für das Gebiet der Kunst gewonnen, und sein schöpferischer Genius benutzte diese neu erworbne Welt, wie er wollte und mußte. Seine im freien Raum sich nun bewegenden Gestalten rissen sich von der todten steinernen Form los und gewannen Leben und Wärme. Große technische Fertigkeit, der Vorzug seiner Zeit, war ihm eigen; die prächtigsten Farben standen ihm zu Gebot, und so schritt er mächtig vorwärts auf der einmal gebrochnen Bahn, ein Vorbild für Viele, die ihm mit nicht minderem Gelingen nachfolgten, und deren Werke diese Sammlung ebenfalls aufbewahrt.

Ich sah zuerst die drei, eine Reihefolge ausmachenden Gemälde von Johann van Eyk, deren Göthe in seinem ersten Heft ausführlich gedenkt. Sie bestehen bekanntlich aus einem Mittelbilde mit zwei Flügelbildern, und schmückten wahrscheinlich einst

einen der heiligen Jungfrau geweihten Altar. Das erste Seitenbild, die Verkündigung, führt uns in das Heiligthum der Jungfräulichkeit. Man glaubt wirklich in das stille, zierlich gehaltene Zimmer zu blicken, in welchem die künftige Mutter des Erlösers ihre Blüthenzeit lebte. Alles darin hat ein häusliches und wohnliches Ansehen; die rothen Vorhänge des im Hintergrunde stehenden Bettes sind mit zierlicher Sorgfalt aufgebunden, seitwärts am Bette sieht man das noch etwas eingedrückte, roth sammtne Kissen des Stuhls, von dem Maria aufstand, um zu beten. Das durch ein seitwärts angebrachtes hohes Fenster hereinfallende Licht beleuchtet die Gestalten des Engels und der Jungfrau auf die allernatürlichste Weise. Im weißen, lang herabfließenden priesterlichen Gewande, leicht über den Fußboden hinschwebend, eine Lilie in der Hand, steht der begrüßende Engel in holder Jünglingsgestalt vor dem kaum der Kindheit entblühten jugendlichen Mädchen, das, am Betstuhl kniend, in demuthvoller Ergebung ihn anhört. Der Geist jener Zeit vergönnte dem Maler noch nicht, den gewöhnlichen,

ſichtbar aus dem Munde des göttlichen Boten hervorgehenden Gruß ganz wegzulaſſen. Leicht angedeutet ſchrieb er ihn daher auf den dunkeln Grund in flüchtigen Zügen, die in geringer Entfernung zum Lichtſtrahl werden, und mit der Lilie, die Gabriel in der Hand trägt, ein kaum ſichtbares Kreuz bilden. Reiner und unſchuldiger kann nichts gedacht werden, als die holde liebliche Maria auf dieſem Gemälde. Sie erinnerte mich an die Sage, daß Engel mit ſchlummernden Kindern ſpielen, wenn dieſe lächeln; es iſt, als ob ſie in dem Engel einen der ſchönen Geſpielen ihrer Kindheit wieder erkenne, ſo furchtlos iſt ihr Erſtaunen, ſo zutrauensvoll ihre Demuth.

Auf dieſes Seitenbild folgt das mittlere größere Gemälde, welches die Anbetung der drei morgenländiſchen Könige darſtellt. Unter dem Dache einer ringsum offenen verfallenen Kapelle, zur Seite eines hohen Prachtgebäudes, ſitzt die heilige Jungfrau, ihr göttliches Kind auf dem Schooß. Von der andern Seite öffnet ſich die breite Straße einer ſchönen volkreichen Stadt; der Hintergrund verliert ſich in eine weite reiche Gegend, durch welche noch ein Theil

des Gefolges der Könige herbeizieht. Zwei Könige, ehrwürdige greise Gestalten in weiten orientalischen Prachtgewändern, reichen der in Demuth und Freude verlornen jungfräulichen Mutter und ihrem göttlichen Kinde die mit Juwelen reich geschmückten glänzenden Geschenke. Hinter Maria, etwas zur Seite, steht Joseph, ihr schützender Freund, mit einem höchst ädlen bleichen Gesichte und dem Ausdrucke stillahnender Wehmuth. Der eine der Könige kniet, in heiliger Andacht verloren. Der zweite, mit gebogenem Knie, ist im Begriff, neben seinem Freunde hinzusinken und anzubeten. Der dritte jüngere Maurenkönig, in kurzer sarazenischer Tracht, steht stolz, fast trotzend da, etwas seitwärts gewendet, im inneren Kampf mit sich selbst, halb verwundert und beleidigt über die Aermlichkeit des Ziels, zu welchem der Stern ihn leitete, und doch ergriffen von einer Ahnung der ihm nahen Gottheit in dieser niedern Gestalt. Die eine Hand ruht an dem sonderbar gebogenen reichen Säbel, die andere erhebt sich unwillkührlich zu der turbanähnlichen Bedeckung des Hauptes. Aus der ganzen ädlen Stellung der Heldengestalt sieht man,

daß dennoch der nächste Moment auch ihn zu den Füßen des göttlichen Kindes niederbeugen wird. Dieser Maurenkönig, den van Eyk nicht zu einem schwarzen Mohrenkönig machte, ist ein treues Porträt Karls des Kühnen, so wie der schon kniende König die sprechendste Aehnlichkeit mit den Bildnissen Philipp des Guten trägt. Wahrscheinlich ist auch der dritte das Porträt eines Fürsten jener Zeit. Zur Seite und hinter den Königen bilden ihre Begleiter mehrere schöne geistreiche Gruppen. Einige nehmen hocherstaunt Theil an der Verehrung, welche ihre Gebieter dem Kinde bezeigen, Andre drücken nur Neugierde aus, noch Andre starren wie bewußtlos hervor. Alle haben ein durchaus fremdes Ansehen, ächt orientalische Physiognomie, und sind nach der Sitte ihres Landes in reiche Gewänder gekleidet. Diese Kleidungen, so wie die wunderlich geformten Säbel, Spornen, Turbans und Fußbekleidung malte Johann van Eyk alle nach der Natur. Am Hofe Philipp des Guten, wo er längere Zeit im Dienste dieses prachtliebenden frommen Fürsten lebte, hatte er Gelegenheit, die Trachten und Gesichtszüge der

morgenländiſchen Völker zu ſtudiren, denn Philipp verſammelte aus allen ihren Stämmen Diener um ſich, die, nachdem ſie getauft waren, ihre eigenthümliche Tracht beibehalten mußten, um den Glanz ſeines Hofes zu erhöhen. Die Eigner der Sammlung erzählten mir, daß ſie einigen aſiatiſchen Kriegern, welche während des letzten Feldzuges nach Heidelberg kamen, den Zutritt erlaubt hatten. Dieſe drückten beim Anblick des Gemäldes laute Freude aus, ſprachen heftig unter ſich und wieſen dabei bald auf dieſen, bald auf jenen Theil deſſelben mit unverkennbarem Beifall. Boiſſerée glaubte, daß die Schönheit des Bildes ſie ſo entzückte, aber der Dolmetſcher erklärte es ihm anders. Die von den fernſten Gränzen des aſiatiſch-ruſſiſchen Reichs hergezogenen Fremden erkannten Sitte und Tracht ihres Landes wieder, wie ſie dort noch heut zu Tage üblich ſind; denn im Orient hat die Mode wenig Gewalt, und alles iſt noch, wie es vor vier hundert Jahren zu van Eyks Zeiten war. Daß aber dieſe an den Anblick ſolcher Kunſtwerke durchaus nicht gewöhnten halben Barbaren die Wahrheit des Gemäldes ſo an-

erkannten, ist ein erfreuliches Zeugniß für die Natur der Darstellungen unsers Künstlers und ihrer pünktlichen Treue im Größten wie im Kleinsten.

Das dritte Gemälde in dieser Reihefolge ist die Darstellung des Christuskindes im Tempel. Das durch die gefärbten Scheiben eines großen prächtigen Fensters hereinbrechende Licht erleuchtet die Tempelhalle, in welcher die heilige Handlung vor sich geht. Eine wunderliche, fast tatarische Gestalt lauscht im Hintergrunde an der geöffneten Thür, durch welche man hinaus in die Stadt blickt. Der ehrwürdige, von Freude begeisterte Simeon empfängt das Kind aus den Händen seiner Mutter, deren frühere Lieblichkeit jetzt im erhabnen Gefühl dieser Würde einen unaussprechlich ädlen Karakter angenommen hat. Fast matronenartig in weite Schleier gehüllt, steht sie neben dem heiligen Joseph, und ganz im Vorgrunde neben ihr ein liebliches Mädchen, das, noch naiv-unbefangen, in das Leben hinein schaut, unbekannt mit dessen ernsterem Sinn, der schon weit schwerer auf der jungen Mutter lastet. Das um Leib und Arme eng anschließende grüne Gewand, welches, von

der Hüfte an, die ſchlanke ſchöne Geſtalt in weiten reichen Falten umfließt, ſcheint die Tracht edler Frauen zu van Eyks Zeiten geweſen zu ſeyn; ſo auch der um das Haupt zierlich gewundene Schleier, der nebſt den langen ſchön geflochtnen blonden Haaren den Rücken hinab rollt. Mir iſt es wahrſcheinlich, daß die ganze höchſt reizende Geſtalt das treue Porträt einer damals Lebenden iſt. Ohne ſonderliche Theilnahme ſteht ſie, faſt kindlich neugierig um ſich blickend, neben ihrer hohen Gefährtin. Die ganze einfache Kompoſizion dieſes Bildes iſt unbeſchreiblich anziehend. Je länger man es anſchaut, je erhabner und erfreulicher erſcheint es.

Auf einer einzelnen Tafel führte Johann van Eyk den freundlichen Gedanken aus, ſeinen Bruder Hubert van Eyk als heiligen Lukas darzuſtellen, wie er das Bild der heiligen Jungfrau malt. Hubert war ebenfalls ein Maler von ausgezeichnetem Verdienſt, und beide Brüder arbeiteten an mehreren Bildern in Gemeinſchaft. Zu dieſen gehört wahrſcheinlich auch das berühmte jüngſte Gericht in Danzig. Aber ein dem Hubert van Eyk angebornes heftiges Weſen ver-

hinderte ihn, zu der hohen Klarheit und Milde seines Bruders zu gelangen, und beide gingen zuletzt jeder seine eigne Bahn für sich. Johann malte den Hubert auf diesem Gemälde in halb knieender Stellung, ein schönes violettes Gewand umfließt ihn in breiten reichen Falten, er hält die Tafel, auf welcher er zeichnet; ihm gegenüber in dem großen kapellenartig verzierten Zimmer sitzt die heilige Mutter, reich geschmückt, das Kind am Busen; ihr schönes Antlitz strahlt von milder Hoheit und Majestät.

Alles auf diesen vier Gemälden ist Porträt, das kleinste wie das größte, das lebendige wie das leblose, genau wie die Wirklichkeit selbst. Von der Ausführung kann ich nur wiederholen, was Göthe davon sagt. „Von den Flechtbreiten auf dem verwitterten „zerbröckelten Ruingestein, von den Grashalmen, „die auf dem vermoderten Strohdache wachsen, bis „zu den goldenen juwelenreichen Bechergeschenken, „vom Gewand zum Antlitz, von der Nähe bis zur „Ferne, alles ist mit gleicher Sorgfalt behandelt, „und keine Stelle dieser Tafeln, die nicht durchs „Vergrößerungsglas gewönne.“ Auf keinem sah

ich eine Spur von wirklichem Golde in den Stickereien und ſonſtigen Verzierungen.

Neben dieſen Meiſterwerken van Eyks zeigt ein kleines Gemälde von Wohlgemuth auf eine betrübende Weiſe, wie leicht auch talentvolle Künſtler, ſelbſt bei den beſten Vorbildern, auf Abwege gerathen, wenn ihrem Geiſte die Freiheit mangelt, das ächte Schöne zu erkennen und ſich von lange gewohnten Vorurtheilen loszureißen. Dieſer Wohlgemuth war van Eyks Schüler, aber ihm fehlte die Kraft, die von ſeinem Meiſter geöffnete Bahn zu verfolgen. Er kehrte wieder zum Goldgrunde zurück, zum Myſtizismus und den ſteifen hergebrachten Formen der byzantiniſchen Zeit, führte aber übrigens ſeine Gemälde mit möglichſt zarter Sorgfalt aus. Auf dieſem Bilde iſt die heilige Jungfrau als Himmelskönigin abgebildet, das Kind im Arm. Ein faltenreicher Mantel breitet ſich von ihren Schultern wie ein vorn offnes Zelt aus, in deſſen Mitte ſie ſteht; ihr zu beiden Seiten, kaum ein Drittel ſo groß als ſie ſelbſt, hocken unter dem Mantel alle Könige und Fürſten der Welt mit Kronen und Sceptern, in der

ängſtlichſten Stellung, wie ein Neſt junger Hühner. Eine Darſtellung, die gewiß den höchſten Beifall unſrer neuen myſtiſchen Kunſtjünger erhalten muß; auch giebt es deren mehrere, die den Meiſter Wohlgemuth weit über van Eyk erheben und preiſen.

Hemmling folgt jetzt in der Künſtlerreihe. Er, der wie van Eyk nur die Natur zum Vorbild nahm, und ſich auch alle deſſen übrige Vorzüge der Farbengebung und der Ausführung zu eigen machte, doch ohne deshalb in die Sklaverei der Nachahmung zu verfallen. Von ihm befindet ſich ein kleineres Altargemälde in der Sammlung, welches ebenfalls aus zwei Seitengemälden neben einem Mittelbilde beſteht. Die Figuren ſind auf dieſem etwa eine Elle hoch; doch hat er auch größere gemalt. Kein Miniaturbild, kein berühmtes Kabinetſtück der niederländiſchen Schule kann zarter und ſorgfältiger vollendet ſeyn, als dieſe herrlichen Bilder bei aller möglichen Kraft und Farbenpracht es ſind. Sie haben alle drei zuſammen eine ſymboliſch-allegoriſche Tendenz, welche die

Eigner mir erklärten; doch verlieren ſie ſich deshalb nicht in myſtiſches Dunkel. Denn, ſelbſt wenn man dieſe Erklärung wegnimmt, beſteht jedes für ſich, als ein allgemein verſtändliches Ganze, obgleich ſie vereint durch den geheimen Sinn, den der Künſtler hineinlegte, ein höheres Intereſſe erregen.

Die katholiſche Kirche nimmt drei Stufen zur Erlangung des Glaubens an, welche ſie die drei Taufen der Sehnſucht, des Waſſers und des Lichts nennt. Dieſe drei Taufen ſtellte der Künſtler auf dieſem Altarbilde ſymboliſch dar, und zwar die erſte, die Taufe der Sehnſucht, auf dem mittlern Bilde, in denen aus dem Morgenlande zur Anbetung des neugebornen Heilandes herbeieilenden Königen. Bei aller ſeiner Vortrefflichkeit zog dieſes Bild mich dennoch weniger an, als die dazu gehörigen Seitengemälde, vielleicht weil van Eyks Behandlung des nämlichen Gegenſtandes mir noch zu ſehr vorſchwebte. Einen deſto größern erfreulichern Eindruck aber macht das erſte der Flügelbilder, die Taufe des Waſſers.

Johannes der Täufer, eine ädle, leicht mit Fellen bekleidete Geſtalt, ſteht, ernſt vorwärts blickend,

in der Wüste, am Rande eines hell und klar rieselnden Felsenbachs. Zu seinen Füßen spielt das bedeutungsvolle schneeweiße Lamm unter den schimmernden Blumen und saftigen Wasserpflanzen, welche zu beiden Seiten des Baches üppig grünen und blühen. Die kleinen Wellen des Wassers sind so klar, daß man die darin spielenden Fischchen und die Kiesel des Grundes erblickt. Ueberhaupt ist die Ausführung dieses Gemäldes von der höchsten Vortrefflichkeit; man glaubt das Wasserrieseln zu hören, und jede Pflanze hat ihren, der Natur getreuen Karakter. Der Kopf des Johannes, so wie die ganze Gestalt, sind vom ädelsten Ausdruck. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, noch fehlt ihr hellstrahlendes Licht, aber die ganze, reichblühende Gegend schwimmt im rosigen Schimmer einer herrlichen Morgenröthe, die den schönsten heitersten Tag verspricht. So ist alles symbolisch in diesem Bilde. Mit großer Freude entdeckte ich selbst eine kleine artige Allegorie, die bis dahin nicht bemerkt worden war. In vielen Gegenden, auch in der um Danzig, meiner Vaterstadt, glaubt man, eine Eidechse käme immer vor der dicht hinter

ihr her eilenden Schlange, um den Menſchen durch ihr Geräuſch aufmerkſam zu machen. Nun bemerkte ich im klaren Waſſer dicht am Ufer eine Eidechſe und hinter ihr eine ſchöne kleine Schlange; wenn man nun von den ſchädlichen Eigenſchaften der Schlange abſtrahirend bedenkt, daß Chriſtus im alten Teſtament durch die erhöhte eherne Schlange vorgebildet ward, deren Anblick die Sterbenden geſund machte, und daß Johannes ſein Verkünder war, ſo erſcheint dieſe ganz natürlich herbeigeführte Allegorie ſo ſinnreich bedeutend, als irgend eine des Alterthums.

Das dritte Gemälde, meinem Gefühl nach das ſchönſte von allen, iſt die Taufe des Lichts. Sanct Chriſtophorus, der mächtige Rieſe, trägt den Heiland der Welt in Geſtalt eines dreijährigen Kindes durch wild wogende Wellen und erliegt beinahe der ungewöhnlich ſchweren Laſt. Das klare Bächlein des vorigen Bildes iſt hier zu einem breiten reißenden Strom geworden, der aus dem Hintergrunde zwiſchen hohen Felſenufern dahinſtrömt und den größten Theil des Raums ausfüllt. Faſt mitten in den ſchäumenden Wogen ſchreitet mit aufgeſchürztem Gewande

der heilige Christophorus mühsam fort. Gelehnt auf einen mächtigen Stab, blickt er nach dem wundersamen Kinde, welches er auf der Schulter trägt. Er ist ein wirklicher Riese, mächtig und stark, kein aufgedunsnes übertriebnes Wolkenbild, wie wir sie jetzt so oft abgebildet sehen müssen; es ist deutlich, daß keine natürliche Last diesen kräftigen Sehnen und Muskeln zu schwer werden kann. Das Kind ist wunderschön, in hohem göttlichen Ernst bei allem Reiz der Kindlichkeit, mit aufgehobner Rechte gen Himmel zeigend, spricht es in diesem Augenblick die ernsten Worte: „Du trägst den Herrn der Welt.“ Oben auf dem hohen Felsenufer steht eine Einsiedelei; der sie bewohnende Eremit vernahm das Geräusch auf dem Wasser und eilte hinaus mit seinem Lämpchen, um den Wanderern zu leuchten. Ueber die Felsenwand gebogen, steht er, das schwache Licht hinaus haltend; aber im nämlichen Moment steigt hellstrahlend die Sonne in siegender Pracht aus den Wogen, die ganze Welt zu erleuchten, und niemand bedarf weiter das künstliche, vor dem mächtigern Scheine erbleichende Licht des noch in der Dämmerung Wohnenden.

Mit großer aber gerechter Vorliebe der Eigner ward mir noch ein Altargemälde von Hemmling gezeigt; sie verglichen es dem Niebelungen-Lied, und wahrlich, es ist ein episches Gedicht, welches beinahe das ganze neue Testament umfaßt. Zuerst sahen wir dies wunderbar-große Gemälde nur theilweise, um jede der vielen einzelnen Gruppen zu fassen, die es enthält. Es ist eine wirkliche Gallerie kleiner biblischen Darstellungen, eine wahre Fundgrube für Maler, um Ideen zu großen historischen Gemälden daraus zu schöpfen, und doch fand ich es durchaus nicht verworren, als es ganz enthüllt vor mir stand. Die Mitte des Vorgrundes nimmt die Anbetung der Könige aus dem Morgenlande ein. Aus der fernsten Ferne sieht man sie, jeden von einem andern hohen Berge mit seinem Gefolge herbei ziehn, um dem einzigen Stern zu folgen, der allen leuchtet. In der Mitte der Landschaft treffen alle drei Könige zusammen und setzen vereint die Reise fort; Einige vom Gefolge schwimmen in Schiffen auf Strömen herbei. Das Auge kann ihrem ganzen Wege folgen bis zu der verfallnen Hütte, welche den Heiland der

Welt umschließt. Den übrigen Raum der Landschaft zu beiden Seiten erfüllen Geschichten aus dem Leben Christi, sein Tod, seine Auferstehung, seine Verklärung, seine Himmelfahrt und viele seiner Wunder. Ungemein lieblich ist eine kleine Gruppe von Hirten, denen Engel auf freiem Felde das Heil der Welt verkünden. Auch mehrere Legenden sind dargestellt, zum Beispiel der Tod der Maria. Das ganze Gemälde besteht aus mehreren hundert Figuren, größere und ganz kleine entferntere, alle im vollkommensten Verhältniß und trefflich gruppirt. Daß viele Personen in verschiedenen Situazionen mehrere Male auf diesem Bilde erscheinen, war zu jener Zeit nichts ungewöhnliches, man findet dies ja auch auf vielen Basreliefs der Alten; aber daß alle diese verschiedenen, höchst lebendig gemalten Gruppen weder bunt noch verworren erscheinen, sondern ein harmonisches Ganze bilden, ist etwas, das man sehen muß, um es zu glauben. Die ebenfalls sehr vorzüglichen Seitengemälde dieser erstaunenswerthgroßen Komposizion stellen Geschichten aus dem alten Testament vor, das Sammeln des in der Wüste vom

Himmel regnenden Manna, und Abraham, wie er dem König Melchiſedeck Wein und Brod entgegen bringt.

Schoreel, der nächſtfolgende treffliche Meiſter, welchen ich hier kennen lernte, lebte ſpäter, als van Eyk und Hemmling. Sein Fleiß, ſeine Farbenpracht, der Geiſt, der in ſeinen Werken athmet, machen ihn würdig, neben van Eyk geſtellt zu werden, mit dem er überhaupt große Aehnlichkeit im Kolorit und der Ausführung hat, was wohl nicht anders ſeyn kann, da beide einzig der Natur nachzuahmen ſtrebten.

Ich ſah nur ein großes, aus drei Gemälden beſtehendes Altarbild von ihm; aber dieſes genügt, um ihn als einen der größten Meiſter der niederrheiniſchen Schule anzuerkennen. Das Hauptgemälde ſtellt den Tod der heiligen Jungfrau vor, und nie ſah ich den Furchtbaren ſo ganz ſeiner Schrecken beraubt, und doch ſo heilig, ſo rührend fromm dargeſtellt. Mitten in einem heitern Zimmer ſteht das ſchön drapirte Bette, auf welchem die Heilige entſchlummerte, mit dem Fußende gegen den Anſchauenden gewendet.

Das schöne Gesicht der Todten gleicht einer weißen Rose, die ein ätherisch röthlicher Hauch kaum sichtbar färbt; ein leises seliges Lächeln schwebt über die noch im Tode frischblühenden Lippen des schönen Mundes, die gewölbten Augenlieder sind wie vor Wonne über das blendende Licht des Paradieses geschlossen. Das Zimmer ist festlich geschmückt, im Hintergrunde links steht ein Altar mit den Bildnissen Moses und Aarons, rechts blickt man durch eine offne Thür hinaus ins Freie. Es ist durchaus nichts ängstliches, nichts beengendes in diesem Sterbezimmer. Ehrfurchtsvolles Schweigen herrscht unter den versammelten trauernden Aposteln, Hoffnung erhebt ihren Schmerz zu seliger Wehmuth. Zwei Gestalten beten still im Fenster, die übrigen stehen theilnehmend in mannigfaltigen Gruppen dem Bette näher. Petrus, am Hauptende, zur Rechten desselben, hält die geweihte Kerze und scheint eben tröstliche Worte zu den übrigen gesprochen zu haben; Johannes ist in Wehmuth versunken. Der Ausdruck des tiefen Schmerzes, der innigsten Theilnahme ist in allen diesen Köpfen auf das verschiedenste dargestellt, so wie der Karakter ei-

nes jeden es heiſcht. Am Fuße des Bettes ſchwingt ein Diener das Weihrauchfaß. Eine andere Geſtalt in langen Gewändern ſchreitet durch das Zimmer, etwas in den Händen tragend; die Jünger winken ihr Stille zu, alles deutet auf ehrfurchtsvolle heilige Stille, die ſelbſt dem Schmerz keine laute Klage erlaubt.

In der Anordnung dieſes Gemäldes bemerkte ich viel Aehnlichkeit mit einer kleinen Gruppe auf dem großen epiſchen Gemälde Hemmlings, die den nämlichen Gegenſtand darſtellt. Zwar glaube ich nicht, daß Schoreel dieſe benutzte, vielleicht kannte er jenes Bild gar nicht; aber ich ſah in dieſer Aehnlichkeit doch Beſtätigung des Gedankens, daß jenes große Gemälde neuern Malern Stoff zu ſehr erfreulichen Kompoſizionen geben könnte.

Nicht minder vortrefflich ſind die beiden zu dieſem Hauptgemälde gehörenden Flügelbilder. Nach der Gewohnheit jener Zeit ſtellen ſie die Bildniſſe der Stifter dieſes Altargemäldes vor, das eine die Frauen, das andre die Männer. Jeden derſelben begleitet ſein Schutzheiliger; die Wappen der adlen Geſchlech-

ter, aus welchen die Ritter und Frauen stammen, sind seitwärts im Vorgrunde angebracht. Unbeschreiblich geistreich und schön wußte der Künstler den Unterschied zwischen den noch im Staube Wandelnden und den seligen Bewohnern des Himmels zu bezeichnen, obgleich diese auch in irdischem Schmuck reich gekleidet erschienen. Die Sterblichen knien, in Demuth versunken; die Heiligen stehen hinter ihnen, jeder mit dem Attribut, das ihn als Märtyrer bezeichnet; über irdischen Schmerz und irdische Freude erhaben, blicken sie wohlwollend-heiter auf ihre Schützlinge herab. Wie wahre Kunst einen an sich abschreckenden Gegenstand schonend behandeln kann, zeigt der hinter einem Ritter stehende heilige Dionysius mit halbabgehauenem Schädel. Im Paradiese heilen alle Wunden, daher ist auch an dieser keine Spur von Blut zu schauen, und der Heiligenschein, welcher das so wunderbar verkürzte Haupt umgiebt, ist so mit dem heitern Hintergrunde verschmolzen, daß alles Widerliche, sogar fast alles Auffallende des Anblicks schwindet. Die reizendste Heilige, die es geben kann, ist die heilige Christina auf

dieſem Bilde. Sie ſteht in reichem Schmuck, über ihr Attribut den Mühlſtein etwas vorgebeugt, hinter einer der knienden Frauen. Es iſt eine über alle Beſchreibung liebliche Geſtalt, der die gar zierliche altdeutſche Schneppenhaube höchſt angenehm zu dem freundlichen wunderſchönen Geſichtchen ſteht. Hier könnten unſre jungen Künſtler lernen, wie ſie ihre altdeutſchen Ritter und Frauen zu kleiden haben.

Von der Schönheit der Farben, der Ausführung, der Natur, der Kompoſizion dieſer drei Gemälde ſage ich weiter nichts, ich müßte ja nur wieder abſchreiben, was Göthe von van Eyk ſagt. Ich war ſo glücklich, ſtundenlang vor ihnen verweilen zu können, und fühlte mich immer aufs neue zu ihrem Anblick gezogen.

Jetzt führe ich Sie zu Mabuſe, welcher ſpäter Italien beſuchte. Von ihm ſah ich eine Kreuzigung, die er vor dieſer Reiſe malte. Weniger heilig und ſtill, als ſeine großen Vorgänger, mehr ſeiner Natur nach dem beweglichern Süden ſich nähernd, herrſcht in ſeinem ganzen Bilde eine dramatiſch-fortſchrei-

tende Bewegung, die ihm großen Effekt giebt, doch immer treu der Natur und fern von jeder Uebertreibung bleibt. Der sterbende Erlöser hängt am Kreuz zwischen den beiden Schächern, deren ganz verschiedene Physiognomien und Haltung den zwischen beiden obwaltenden Unterschied aufs bestimmteste andeuten, ohne alle Verzerrung. Angeklammert am Fuße des Kreuzes, mit allen Zeichen des wildesten verzweifelnden Schmerzes kniet, halb aufgerichtet, Magdalena, und blickt zum Erlöser hinauf, fast zürnend dem Himmel, der dies Ungeheuere geschehen läßt. Seitwärts versinkt die weinende Mutter in lautlosen Jammer; Johannes und Maria Salome unterstützen, im eignen Schmerz fast vergehend, die Halbohnmächtige. Ergreifend ist der Kontrast der stillen Gottergebenheit der Mutter, die alles duldet, was er ihr auferlegt, mit den leidenschaftlichen Stürmen der weit jüngeren Magdalena, die im Drange des Weltlebens zu dieser frommen Fassung nicht gelangen konnte. Ausdruck, Gestalt und Drapirung dieser Gruppe sind nicht genug zu loben. Besonders schön ist das dunkelblaue Gewand der heiligen Magdalena und das der

[illegible]

le muß ich erwähnen. Christus, Johannes, die beiden Jakobe und mehrere dem Erstern verwandte Kinder spielen mit Blumen, mit Tauben, mit einem Lämmchen zu den Füßen der heiligen Jungfrau, der heiligen Elisabeth und einiger andern frommen Frauen. Die Lieblichkeit des Ganzen und jeder einzelnen Gruppe, die Schönheit der Gewänder, des Ausdrucks der Kinderköpfchen erlaubt keine Beschreibung, nur das Christuskind ist etwas aufgedunsen und weniger hervorleuchtend.

Und nun erscheint Albrecht Dürer am Ende dieser glänzenden Reihe vaterländischer Künstler, welche die Brüder Boisserée und ihr Freund Bertram mit unendlichem Kunsteifer, mit unbeschreiblicher Sorge und Mühe, mit großen Aufopferungen aller Art dem Staube der Vergangenheit entrissen und uns wiedergaben.

Eins von Albrecht Dürers gelungensten Werken, die Abnahme vom Kreuz, beurkundet hier sein großes Talent, den hohen Genius, der den zum ausgezeichneten Künstler Gebornen belebte; aber auch den Anfang des Verfalls der Kunst, die sich schon

zu ſeiner Zeit allmählich wieder von der Natur entfernte, ohne zum Ideal ſich zu erheben.

Auf dieſem Bilde iſt die Abſtufung und der Ausdruck des Schmerzes der Umſtehenden und an der Handlung Theilnehmenden von ergreifender Wahrheit, höchſt rührend die fromme Ergebung der tiefbetrübten Mutter. Gruppirung, Zeichnung, beſonders die des todten Chriſtus ſind nicht genug zu loben, aber die Klarheit, die Heiterkeit, die Schönheit der Farben vermißte ich, mit einem Wort, den warmen Lebenshauch, der in van Eyks Werken athmet. Bei Albrecht Dürer mußte ich immer daran denken, daß ich vor einem trefflichen Gemälde ſtehe, bei van Eyk, bei Schoreel vergeſſe ich dies ganz. Ich ſehe wirklich den Engel im ſtillen Zimmer der Jungfrau, ſtehe am Bette der todten Maria neben den Jüngern, ſehe die Könige wirklich zu den Füßen der erhabenen Mutter. Ich denke nicht daran, daß dies gezeichnet und gemalt ſey; kein ſcharfer dunkler Kontur erinnert mich daran, alles iſt verſchmolzen, ohne deshalb zu verſchweben. Die ſcharfgezogenen ſchwarzen Federſtriche Albrecht Dürers hingegen,

mit denen er seine Konture bezeichnet, und die andern nach ihm allmählich immer breiter und breiter geriethen, stehen zwar als Beweise seines trefflichen Zeichnens da, geben aber seinen Gemälden eine Härte und etwas Flaches, welches die früheren Maler nicht haben. Jene folgten der Natur, die keine solche Begränzungen kennt; dafür athmen ihre Werke auch in aller Frische des wirklichen Lebens.

Nach Albrecht Dürer sank die Kunst immer tiefer und tiefer; kein Maler erreichte mehr die Höhe, auf welcher er noch stand. Ich ehre des Lukas Kranach noch immer großes Verdienst und außerordentlichen Fleiß, auch bin ich fern davon, absprechend über ihn urtheilen zu wollen; aber dennoch möchte ich kein Bild von ihm neben einem van Eyk oder Schoreel sehen, weil es zur Karikatur herabsinken müßte.

Wohin es jetzt bei der neualtdeutschen mystischen Wendung mit uns kommen wird, ist schwer abzusehen, und ich mag nicht gern daran denken. Ich greife wieder dabei zu meinem oft bewährt gefundnen Trost, daß alles sinken muß, wenn es nicht mehr

ſteigen kann, und daher giebt mir die jetzt ſchon erreichte große Höhe des neuern Unſinns die ſchönſten Hoffnungen für ſeinen baldigen Fall. Mein inniger Wunſch dabei iſt, daß dieſe in ihrer Art einzige Sammlung recht bald auf einen günſtigen, allen Künſtlern zugänglichen Standpunkt geſtellt werden möge, damit die, ſo von ächtdeutſchem Sinn und reiner Kunſtliebe beſeelt das Beſſere ſuchen, hier den Weg ſehen mögen, der unſre großen Vorfahren zu dieſer Stufe von Vollkommenheit brachte.

Uebrigens ſah ich noch mehrere Gemälde in dieſer Sammlung, die ich mit Stillſchweigen überging, um Ihnen nur vom Vorzüglichſten einen Begriff zu geben, und doch habe ich gewiß nicht den vierten Theil derer geſehen, aus welchen ſie beſteht. Die, welche ich Ihnen bezeichnete, ſind freilich die Krone derſelben, aber die Eigner beſitzen deren noch viele, welche die Uebergänge und Abweichungen des Weges zeigen, den die Kunſt am Niederrhein nahm, und ſo die ganze Geſchichte derſelben aufs Anſchaulichſte lehren. Theils aus Mangel an Raum, theils aus andern triftigen Gründen hat faſt kein einziges dieſer Ge-

mälde einen bestimmten Platz an der Wand, sie stehen an und über einander gelehnt, und werden jedesmal erst herbei gebracht, und auf einer Staffelei ins vortheilhafteste Licht gestellt, wenn sie gesehen werden sollen. Für die Besuchenden ist dies allerdings eine große Erhöhung des Genusses, denn man sieht jedes allein und kann es lange ungestört betrachten, aber für die Eigner eine sehr große zeitversplitternde Mühwaltung. Aus Kunstliebe, und um ihre wichtige Entdeckung allbekannt und gemeinnützig zu machen, opferten sich die Eigner vor einigen Jahren mit unermüdeter Gefälligkeit beinahe für Jeden auf, der Zutritt verlangte. Dadurch ward der Ruhm dieser Gemälde allgemein verbreitet, es ward Mode, sie zu sehen, und der Zudrang der Neugierigen so groß, daß es unmöglich wurde, diese allzugroße Liberalität länger beizubehalten. Seitdem wird nur wirklichen Kunstfreunden, die sich als solche legitimiren, oder von besondern Freunden Empfohlnen der Zutritt erlaubt. Aber nun sind die Reisenden verwöhnt und schelten die Eigner ungefällig, wenn sie abgewiesen werden, ohne zu bedenken, welch ein Opfer sie eigent-

lich von ihnen verlangen, oft nur, um ſagen zu können: „Ich habe auch die Boiſſerée'ſche Gemälde-ſammlung geſehen, ſie iſt delizios.“

Denken Sie ſich nun noch, lieber Freund, daß alle dieſe Gemälde vollkommen wohl erhalten ſind, daß die mehreſten im friſcheſten Farbenglanz ſtrahlen, als kämen ſie eben aus den Händen des Meiſters, ein Glanz, der in den Gewändern und ſonſtigen Drapyirungen ſogar die Wirklichkeit weit übertrifft.

Daß ich hier zuerſt vor van Eyks Gemälden geblendet daſtand, und, in meinem Kunſtglauben irre gemacht, nicht mehr wußte, woran ich war, iſt mir wahrlich nicht zu verargen. Laſſen Sie es mich wiederholen, daß ich hier Kunſtwerke vor mir ſah, die ganz von dem abweichen, was ich ſonſt als das Höchſte anerkannte. Nirgend eine Spur der Antike, nichts idealiſirtes, alles Porträt, treue Kopie der Natur, im Belebten und Lebloſen, und doch alles ädel und ſchön, wie die Natur es immer iſt, wenn man ſie ungeſtört ihren großen Gang gehen läßt, und keine

ten, aus welchen die Ritter und Frauen ſtammen, ſind ſeitwärts im Vorgrunde angebracht. Unbeſchreiblich geiſtreich und ſchön wußte der Künſtler den Unterſchied zwiſchen den noch im Staube Wandelnden und den ſeligen Bewohnern des Himmels zu bezeichnen, obgleich dieſe auch in irdiſchem Schmuck reich gekleidet erſchienen. Die Sterblichen knien, in Demuth verſunken; die Heiligen ſtehen hinter ihnen, jeder mit dem Attribut, das ihn als Märtyrer bezeichnet; über irdiſchen Schmerz und irdiſche Freude erhaben, blicken ſie wohlwollend-heiter auf ihre Schützlinge herab. Wie wahre Kunſt einen an ſich abſchreckenden Gegenſtand ſchonend behandeln kann, zeigt der hinter einem Ritter ſtehende heilige Dionyſius mit halbabgehauenem Schädel. Im Paradieſe heilen alle Wunden, daher iſt auch an dieſer keine Spur von Blut zu ſchauen, und der Heiligenſchein, welcher das ſo wunderbar verkürzte Haupt umgiebt, iſt ſo mit dem heitern Hintergrunde verſchmolzen, daß alles Widerliche, ſogar faſt alles Auffallende des Anblicks ſchwindet. Die reizendſte Heilige, die es geben kann, iſt die heilige Chriſtina auf

dieſem Bilde. Sie ſteht in reichem Schmuck, über ihr Attribut den Mühlſtein etwas vorgebeugt, hinter einer der knienden Frauen. Es iſt eine über alle Beſchreibung liebliche Geſtalt, der die gar zierliche altdeutſche Schneppenhaube höchſt angenehm zu dem freundlichen wunderſchönen Geſichtchen ſteht. Hier könnten unſre jungen Künſtler lernen, wie ſie ihre altdeutſchen Ritter und Frauen zu kleiden haben.

Von der Schönheit der Farben, der Ausführung, der Natur, der Kompoſizion dieſer drei Gemälde ſage ich weiter nichts, ich müßte ja nur wieder abſchreiben, was Göthe von van Eyk ſagt. Ich war ſo glücklich, ſtundenlang vor ihnen verweilen zu können, und fühlte mich immer aufs neue zu ihrem Anblick gezogen.

Jetzt führe ich Sie zu Mabuſe, welcher ſpäter Italien beſuchte. Von ihm ſah ich eine Kreuzigung, die er vor dieſer Reiſe malte. Weniger heilig und ſtill, als ſeine großen Vorgänger, mehr ſeiner Natur nach dem beweglichern Süden ſich nähernd, herrſcht in ſeinem ganzen Bilde eine dramatiſch-fortſchrei-

tende Bewegung, die ihm großen Effekt giebt, doch immer treu der Natur und fern von jeder Uebertreibung bleibt. Der sterbende Erlöser hängt am Kreuz zwischen den beiden Schächern, deren ganz verschiedene Physiognomien und Haltung den zwischen beiden obwaltenden Unterschied aufs bestimmteste andeuten, ohne alle Verzerrung. Angeklammert am Fuße des Kreuzes, mit allen Zeichen des wildesten verzweifelnden Schmerzes kniet, halb aufgerichtet, Magdalena, und blickt zum Erlöser hinauf, fast zürnend dem Himmel, der dies Ungeheuere geschehen läßt. Seitwärts versinkt die weinende Mutter in lautlosen Jammer; Johannes und Maria Salome unterstützen, im eignen Schmerz fast vergehend, die Halbohnmächtige. Ergreifend ist der Kontrast der stillen Gottergebenheit der Mutter, die alles duldet, was er ihr auferlegt, mit den leidenschaftlichen Stürmen der weit jüngeren Magdalena, die im Drange des Weltlebens zu dieser frommen Fassung nicht gelangen konnte. Ausdruck, Gestalt und Drapirung dieser Gruppe sind nicht genug zu loben. Besonders schön ist das dunkelblaue Gewand der heiligen Magdalena und das der

Maria Salome, deren auffallender schöner Kopfputz dem der heiligen Christina ähnlich ist. Einen zweiten Kontrast bilden die um das Kreuz versammelten Pharisäer, Kriegsknechte und einige herrlich geschmückte Reiter auf stolzen Pferden. Einer von ihnen in dunkel rothem Gewande ist wahrscheinlich Ponzius Pilatus. Alles Gestalten voll Leben, Ausdruck und Natur, besonders in der Karakteristik der sehr verschiedenen Köpfe. In der Ferne sieht man viel Bewegung von hin und her Wandelnden vor den Mauern von Jerusalem.

Ein zweites kleineres Bild von Mabuse stellt die Jungfrau mit ihrem Kinde als Himmelskönigin dar. Er malte es, nachdem er in Italien gewesen war, und es hat allerdings etwas, das an Michael Angelos Werke erinnert. Dies Gemälde ist der Triumpf der Malerei, denn es ist unmöglich, etwas vollendeter Ausgeführtes zu sehen, als diese Madonna und ihr weites, in großen Falten hinfließendes Gewand. Der hohe Ernst des Kindes ist wahrhaft göttlich.

Noch eines wunderlieblichen Bildes von einem unbekannten alten Meister der niederrheinischen Schu-

le muß ich erwähnen. Christus, Johannes, die beiden Jakobe und mehrere dem Erstern verwandte Kinder spielen mit Blumen, mit Tauben, mit einem Lämmchen zu den Füßen der heiligen Jungfrau, der heiligen Elisabeth und einiger andern frommen Frauen. Die Lieblichkeit des Ganzen und jeder einzelnen Gruppe, die Schönheit der Gewänder, des Ausdrucks der Kinderköpfchen erlaubt keine Beschreibung, nur das Christuskind ist etwas aufgedunsen und weniger befriedigend.

Und nun erscheint Albrecht Dürer am Ende dieser glänzenden Reihe vaterländischer Künstler, welche die Brüder Boisserée und ihr Freund Bertram mit unendlichem Kunsteifer, mit unbeschreiblicher Sorge und Mühe, mit großen Aufopferungen aller Art dem Staube der Vergangenheit entrissen und uns wiedergaben.

Eins von Albrecht Dürers gelungensten Werken, die Abnahme vom Kreuz, beurkundet hier sein großes Talent, den hohen Genius, der den zum ausgezeichneten Künstler Gebornen belebte; aber auch den Anfang des Verfalls der Kunst, die sich schon

zu seiner Zeit allmählich wieder von der Natur entfernte, ohne zum Ideal sich zu erheben.

Auf diesem Bilde ist die Abstufung und der Ausdruck des Schmerzes der Umstehenden und an der Handlung Theilnehmenden von ergreifender Wahrheit, höchst rührend die fromme Ergebung der tiefbetrübten Mutter. Gruppirung, Zeichnung, besonders die des todten Christus sind nicht genug zu loben, aber die Klarheit, die Heiterkeit, die Schönheit der Farben vermißte ich, mit einem Wort, den warmen Lebenshauch, der in van Eyks Werken athmet. Bei Albrecht Dürer mußte ich immer daran denken, daß ich vor einem trefflichen Gemälde stehe, bei van Eyk, bei Schoreel vergesse ich dies ganz. Ich sehe wirklich den Engel im stillen Zimmer der Jungfrau, stehe am Bette der todten Maria neben den Jüngern, sehe die Könige wirklich zu den Füßen der erhabenen Mutter. Ich denke nicht daran, daß dies gezeichnet und gemalt sey; kein scharfer dunkler Kontur erinnert mich daran, alles ist verschmolzen, ohne deshalb zu verschweben. Die scharfgezogenen schwarzen Federstriche Albrecht Dürers hingegen,

mit denen er seine Konture bezeichnet, und die andern nach ihm allmählich immer breiter und breiter geriethen, stehen zwar als Beweise seines trefflichen Zeichnens da, geben aber seinen Gemälden eine Härte und etwas Flaches, welches die früheren Maler nicht haben. Jene folgten der Natur, die keine solche Begränzungen kennt; dafür athmen ihre Werke auch in aller Frische des wirklichen Lebens.

Nach Albrecht Dürer sank die Kunst immer tiefer und tiefer; kein Maler erreichte mehr die Höhe, auf welcher er noch stand. Ich ehre des Lukas Kranach noch immer großes Verdienst und außerordentlichen Fleiß, auch bin ich fern davon, absprechend über ihn urtheilen zu wollen; aber dennoch möchte ich kein Bild von ihm neben einem van Eyk oder Schoreel sehen, weil es zur Karikatur herabsinken müßte.

Wohin es jetzt bei der neualtdeutschen mystischen Wendung mit uns kommen wird, ist schwer abzusehen, und ich mag nicht gern daran denken. Ich greife wieder dabei zu meinem oft bewährt gefundnen Trost, daß alles sinken muß, wenn es nicht mehr

steigen kann, und daher giebt mir die jetzt schon erreichte große Höhe des neuern Unsinns die schönsten Hoffnungen für seinen baldigen Fall. Mein inniger Wunsch dabei ist, daß diese in ihrer Art einzige Sammlung recht bald auf einen günstigen, allen Künstlern zugänglichen Standpunkt gestellt werden möge, damit die, so von ächtdeutschem Sinn und reiner Kunstliebe beseelt das Bessere suchen, hier den Weg sehen mögen, der unsre großen Vorfahren zu dieser Stufe von Vollkommenheit brachte.

Uebrigens sah ich noch mehrere Gemälde in dieser Sammlung, die ich mit Stillschweigen überging, um Ihnen nur vom Vorzüglichsten einen Begriff zu geben, und doch habe ich gewiß nicht den vierten Theil derer gesehen, aus welchen sie besteht. Die, welche ich Ihnen bezeichnete, sind freilich die Krone derselben, aber die Eigner besitzen deren noch viele, welche die Uebergänge und Abweichungen des Weges zeigen, den die Kunst am Niederrhein nahm, und so die ganze Geschichte derselben aufs Anschaulichste lehren. Theils aus Mangel an Raum, theils aus andern triftigen Gründen hat fast kein einziges dieser Ge-

mälde einen bestimmten Platz an der Wand, sie stehen an und über einander gelehnt, und werden jedesmal erst herbei gebracht, und auf einer Staffelei ins vortheilhafteste Licht gestellt, wenn sie gesehen werden sollen. Für die Besuchenden ist dies allerdings eine große Erhöhung des Genusses, denn man sieht jedes allein und kann es lange ungestört betrachten, aber für die Eigner eine sehr große zeitversplitternde Mühwaltung. Aus Kunstliebe, und um ihre wichtige Entdeckung allbekannt und gemeinnützig zu machen, opferten sich die Eigner vor einigen Jahren mit unermüdeter Gefälligkeit beinahe für Jeden auf, der Zutritt verlangte. Dadurch ward der Ruhm dieser Gemälde allgemein verbreitet, es ward Mode, sie zu sehen, und der Zudrang der Neugierigen so groß, daß es unmöglich wurde, diese allzugroße Liberalität länger beizubehalten. Seitdem wird nur wirklichen Kunstfreunden, die sich als solche legitimiren, oder von besondern Freunden Empfohlnen der Zutritt erlaubt. Aber nun sind die Reisenden verwöhnt und schelten die Eigner ungefällig, wenn sie abgewiesen werden, ohne zu bedenken, welch ein Opfer sie eigent-

lich von ihnen verlangen, oft nur, um ſagen zu können: „Ich habe auch die Boiſſeréeſche Gemäldeſammlung geſehen, ſie iſt delizids.“

Denken Sie ſich nun noch, lieber Freund, daß alle dieſe Gemälde vollkommen wohl erhalten ſind, daß die mehreſten im friſcheſten Farbenglanz ſtrahlen, als kämen ſie eben aus den Händen des Meiſters, ein Glanz, der in den Gewändern und ſonſtigen Drapyirungen ſogar die Wirklichkeit weit übertrifft.

Daß ich hier zuerſt vor van Eyks Gemälden geblendet daſtand, und, in meinem Kunſtglauben irre gemacht, nicht mehr wußte, woran ich war, iſt mir wahrlich nicht zu verargen. Laſſen Sie es mich wiederholen, daß ich hier Kunſtwerke vor mir ſah, die ganz von dem abweichen, was ich ſonſt als das Höchſte anerkannte. Nirgend eine Spur der Antike, nichts idealiſirtes, alles Porträt, treue Kopie der Natur, im Belebten und Lebloſen, und doch alles ädel und ſchön, wie die Natur es immer iſt, wenn man ſie ungeſtört ihren großen Gang gehen läßt, und keine

lokale Nebenumstände sich einzwängen. Bei der höchsten Farbenpracht erblickte ich nirgend geschmacklose Buntheit, überall sah ich bloßes Hinarbeiten auf Effekt von weitem vermieden, jeden Theil dieser Gemälde durfte ich durch ein Vergrößerungsglas betrachten, ohne daß er dabei verlor, und dennoch fand ich nirgend eine Spur von steifer ängstlicher Mühseligkeit.

Endlich fühlte ich mit vaterländischem Stolz, daß auch wir eine eigenthümlich deutsche Kunst, eine Schule haben, wie die Italiener die ihrige. Keine darf über die andere sich erheben, denn sie sind völlig von einander verschieden, aber beide dürfen sich neben einander stellen, und keine bleibt Sieger, weil beide nicht mit einander verglichen werden dürfen. Ich bin überzeugt, daß Raphael, hätte er Johann van Eyk kennen können, ihn als Bruder begrüßt und anerkannt haben würde, denn bei aller Verschiedenheit des Weges gelangten beide zum Wahren und Schönen. Beide erhoben die Kunst von einer niederen Stufe zu der höchsten Höhe, welche sie bis jetzt erreichte, jeder auf seine Weise. Wer jemals

ein Gemälde Raphaels neben einem von seinem Lehrer Pietro Perugino erblickte, muß den mächtigen Genius bewundern, der den Schüler so hoch über den Meister erhob; wer aber die Bilder betrachtet, welche kurz vor van Eyk gemalt wurden, und sie mit den seinigen vergleicht, der fühlt sich fast bewogen, an Wunder zu glauben, die das Unmöglichscheinende bewirken, so ungeheuer ist der Abstand.

Die Italiener streben zum Idealen und mußten es, denn selbst die Natur nähert sich ihnen in diesem vor allen begünstigten Lande. Dabei ist die Vortrefflichkeit der sie umgebenden Antike so strahlend, daß jeder Künstler, von ihr ergriffen, den Wunsch fühlt, Aehnliches zu bilden. Doch ist auch nicht zu läugnen, daß die Antike auf das Wesen mancher Meister unvortheilhaft wirkte, weil sie sich nicht an den Geist, nur an die Form halten, nur nachbilden, wo sie nachstreben sollten. Dann ergreifen sie das Fantastische statt das Erhabene, ihr Ideal verunglückt und wird zum Zerrbild.

Van Eyk und die Meister, so zu ihm gehören, waren zu weit von der Antike entfernt, als daß sie

ihnen vor Augen gekommen wäre, ihr Vorbild ward also die Natur, und nach dem großen Siege über die byzantinischen Fesseln folgten sie ihr treulich. Manche Tradizion von denen in Italien aufgefundenen Wundern früherer Zeit, die, bei allem übrigen Verderben, aus der Antike in die byzantinische Schule übergegangene Großheit und Einfachheit der Formen, und ihr eigner Genius bewahrten sie vor dem Gemeinen wie vor der Karikatur. So bildeten sie fleißig, liebend und wahr nur das Schönste nach, was sie umgab. Der ihnen als Niederländern angeborne Farbensinn lehrte sie Farben suchen und finden, die keine italienische Schule kennt. Ihr stilles häusliches Leben in dem, Eifer und Fleiß begünstigenden, nördlicheren Klima beförderte ihr rascheres Fortstreben auf der einmal, durch van Eyk muthig gebrochenen Bahn, und die hohe, keine Mühe scheuende Vollendung ihrer Werke, und ihr Festhalten an die Natur drückte ihnen den Stempel der Originalität auf. Je befreundeter mir hier die deutsche Schule wird, je mehr ich ihren Werth erkenne, desto tieferes Mitleid fühle ich mit denen Künstlern unsrer Zeit, welche

ſich einbilden, die ächt deutſche Kunſt dadurch zu beleben, daß ſie ſich bemühen, alle die Schritte wieder rückwärts zu gehen, die van Eyk und ſeine Nachfolger vorwärts thaten, und mit unſäglichem Fleiß auf goldnem Grunde Geſtalten zuſammenpinſeln, die wahrlich nicht nach Gottes Ebenbild geſchaffen ſind.

Möchten ſie doch die Natur erkennen und an ihr halten, wenn ſie die Antike als heidniſch verabſcheuen, denn ſie iſt in unſern Tagen nicht minder groß und herrlich, als zu den Zeiten van Eyks. Dann würden bald die Teufelsfratzen, die nur eine fieberhafte Fantaſie erſinnen kann, die langbeinigen dünnleibigen Ritter, die aufgedunſenen Rieſengeſtalten und aller Unſinn mönchiſcher Legenden aus ihren Bildern verſchwinden. Wahrhaft fromm würden ſie die Werke Gottes nachzubilden ſuchen, und nicht mehr ihre fieberhaften Träume für tiefe Hieroglyphen ausgeben wollen, unter denen das Heiligſte verborgen liegen ſoll, was den Menſchen der Gottheit näher bringt.

Mainz, 19. Sept.

Ehegestern verließen wir endlich das mir so lieb gewordene Heidelberg und eilten fürs erste über Mannheim dem Rhein zu. Anfangs kamen wir durch ein höchst fruchtbares Land und drei der größten schönsten Dörfer, so ich jemals außer England und der Schweiz sah; näher an Mannheim aber gewann die Gegend ein gar trauriges Ansehen. Ueberall fanden wir Spuren der in diesem Frühling fast ganz Deutschland verheerenden Ueberschwemmungen; Felder und Wiesen standen zu beiden Seiten des Weges noch tief unter Wasser, und in der Ferne glaubte ich überall große Landseen zu erblicken. Die in Verwesung übergehenden Pflanzen, die neuentstandenen, jetzt allmählich austrocknenden Moräste verpesteten die Luft, so, daß ich froh war, auf dem vortrefflichen Wege diesem Greuel der Verwüstung schnell vorüber eilen zu können.

Auch durch Mannheim flog ich diesmal nur hindurch, über die lange schwankende Schiffsbrücke hin, die dicht hinter der Stadt über den sehr breiten Rhein führt. Bald gelangten wir an das artige Städtchen

Frankenthal, dem Kanal vorbei, der dieſen Ort mit dem Rheine verbindet. Der allmählich in Verfall gerathene Handel und das mit ihm ſinkende Fabrikweſen dieſer Stadt hat auch die Vernachläſſigung dieſes Kanals nach ſich gezogen. Doch ſieht Frankenthal mit ſeinen breiten Straßen und den ſchönen, ziemlich gleichförmig erbauten Häuſern noch immer recht heiter und einladend aus. Es hat das Anſehen einer Koloniestadt, und war es auch als Zufluchtsort der aus Frankreich und Brabant vertriebenen Hugenotten. Dieſe brachten mancherlei Manufakturen, und durch dieſe Thätigkeit und Reichthum in den Ort, der jetzt nur noch mit Ueberreſten ſeines ehemaligen Glanzes prangt. Zu Mittage langten wir in Worms an, ohne daß bis dahin die durchaus flache Gegend uns ſonderliche Freude gewährt hätte. Einen großen Theil der Felder fanden wir ebenfalls noch unter Waſſer, wie bei Mannheim, und alles hatte ein trauriges zerſtörtes Anſehen.

Von außen ſieht Worms mit ſeinen epheubewachſenen Thürmen, ſeinen zackigen alten Mauern recht ehrwürdig-alterthümlich aus, von innen öde und

menschenleer. Keine Spur von der Kaiserpracht mehr, die vor grauen Jahrhunderten hier geherrscht haben mag; noch weniger eine von dem im Nibelungenlied besungenen Rosengarten, außer dem Namen, welchen noch eine Insel im Rhein führt. Wir wollten wenigstens die berühmte Domkirche sehen, in der wir noch Ueberbleibsel alter Kunst zu finden hofften, aber nur mit Mühe trafen wir in den menschenleeren Straßen jemanden, der uns den Weg zu ihr bezeichnete. Zuletzt erhielten wir von der Frau Küsterin einen Knaben, der uns die Thür des feierlich-schönen Gebäudes zwar aufschloß, aber uns weiter über nichts Auskunft zu geben wußte, so, daß wir in unserm Gasthof wieder ankamen, ohne von diesem Besuch sonderlich erbaut zu seyn, und nun so schnell als möglich vorwärts eilten, um Mainz zu erreichen.

Bis Oppenheim verfolgte uns der traurige Anblick der Ueberschwemmungen und die durch sie verdorbene Luft längs den hier flachen, öden Ufern des Rheins. Ich dachte daran, daß ich nun wirklich in der Rheinebne sey, deren Anblick mich von

der Bergstraße und Heidelbergs Felsen aus oft entzückt hatte, und war auf gutem Wege, über die glänzende Täuschung der Ferne allerhand erbauliche Betrachtungen anzustellen; aber in der Nähe von Oppenheim ward ich anderes Sinnes, denn hier gewinnt alles eine freundlichere Gestalt. Die Ufer des Rheins erheben sich zu reizenden Rebenhügeln, dazwischen liegen hübsche wohlhabige Dorfschaften, und alles gedeiht und blüht in üppigem Wachsthum und regem Leben. Die alte Stadt Oppenheim selbst mit ihren grauen Thürmen und Mauern nimmt sich auf ihrer Anhöhe recht malerisch aus. Wir fuhren indessen nicht hinein, sondern wechselten nur die Pferde am Posthause unten vor der Stadt.

Bis hieher waren wir auf dem klassischen Boden des Niebelungenliedes gereiset, jetzt betraten wir einen klassischen Boden andrer Art, den der Weintrinker. Zuerst kamen wir nach Nierenstein, einem hübschen Dorfe, dessen weiße, mit Rebenlaub umsponnene Häuser sich in einer langen Reihe längs dem Ufer des Rheins hinziehen. Die hin-

ter ihnen sich erhebenden Berge sind von oben bis unten mit Reben bedeckt, überall wächst Wein, wo nur ein dazu schickliches Plätzchen sich findet, aber bei alle dem begreife ich doch nicht, woher all' der Nierensteiner kommen kann, der in der ganzen Welt getrunken wird. An Nierenstein gränzt Bodenheim, an dieses Laubenheim, lauter berühmte Namen der dem freudebringenden Gott geweihten Orte, von denen einer aussieht, wie der andere. Das reinliche nette Ansehen dieser aus lauter weißen Häusern bestehenden Dörfer, gegen welche das frische Grün gar anmuthig absticht, und die über und über mit Reben bepflanzten, sanft sich erhebenden Hügel, die hier den breit hinwogenden Rhein umkränzen, gewähren der Gegend ländlichen Reiz und Anmuth.

Mainz erreichten wir mit dem Anbruch der Nacht, und konnten daher erst am andern Morgen anfangen, uns in dieser berühmten Stadt etwas umzusehen und unsre Bekannte aufzusuchen.

Ich könnte nicht sagen, daß Mainz als Stadt einen erfreulichen Anblick gewährte. Die Straßen

ſind größtentheils enge und winklig, die Häuſer hoch und im Ganzen nicht ſchön, wenn man einige große anſehnliche Gebäude ausnimmt. Mit jedem Schritt ſtieß ich auf Spuren des alles verwüſtenden Krieges, auf zerſtörte Gebäude und auf zerſtörten Wohlſtand der Einwohner, die noch immer unter mannigfaltigen, vielleicht zum Theil unabwendbaren Laſten ſeufzen und des heilbringenden Friedens wohl noch nicht ſo bald froh werden können. Für jetzt ſcheinen mir die Mainzer in Kleidung und Sitte weder Franzoſen noch Deutſche zu ſeyn; auch ihre Sprache hat viele franzöſiſche Wörter und Wendungen angenommen. Sie rechnen nach Sous und Franks, nennen Mainz „Majenze," und die Bürgerfrauen ſehen aus wie eine Pariſer Bourgeoiſe. Sie kommen mir alle wie Kinder vor, die lange in der Fremde blieben und ſich vom Vaterhauſe entwöhnten. Jetzt, da ſie heimgekehrt ſind, wiſſen ſie ſich nicht gleich wieder darein zu finden, doch wird Nachſicht und ſanfte Behandlung ſie gewiß bald heimiſch machen, wenn der ſchwere Druck der jetzigen Zeit erſt gehoben werden kann.

ter ihnen ſich erhebenden Berge ſind von oben bis unten mit Reben bedeckt, überall wächſt Wein, wo nur ein dazu ſchickliches Plätzchen ſich findet, aber bei alle dem begreife ich doch nicht, woher all' der Nierenſteiner kommen kann, der in der ganzen Welt getrunken wird. An Nierenſtein gränzt Bodenheim, an dieſes Laubenheim, lauter berühmte Namen der dem freudebringenden Gott geweihten Orte, von denen einer ausſieht, wie der andere. Das reinliche nette Anſehen dieſer aus lauter weißen Häuſern beſtehenden Dörfer, gegen welche das friſche Grün gar anmuthig abſticht, und die über und über mit Reben bepflanzten, ſanft ſich erhebenden Hügel, die hier den breit hinwogenden Rhein umkränzen, gewähren der Gegend ländlichen Reiz und Anmuth.

Mainz erreichten wir mit dem Anbruch der Nacht, und konnten daher erſt am andern Morgen anfangen, uns in dieſer berühmten Stadt etwas umzuſehen und unſre Bekannte aufzuſuchen.

Ich könnte nicht ſagen, daß Mainz als Stadt einen erfreulichen Anblick gewährte. Die Straßen

ſind größtentheils enge und winklig, die Häuſer hoch und im Ganzen nicht ſchön, wenn man einige große anſehnliche Gebäude ausnimmt. Mit jedem Schritt ſtieß ich auf Spuren des alles verwüſtenden Krieges, auf zerſtörte Gebäude und auf zerſtörten Wohlſtand der Einwohner, die noch immer unter mannigfaltigen, vielleicht zum Theil unabwendbaren Laſten ſeufzen und des heilbringenden Friedens wohl noch nicht ſo bald froh werden können. Für jetzt ſcheinen mir die Mainzer in Kleidung und Sitte weder Franzoſen noch Deutſche zu ſeyn; auch ihre Sprache hat viele franzöſiſche Wörter und Wendungen angenommen. Sie rechnen nach Sous und Franks, nennen Mainz „Majenze," und die Bürgerfrauen ſehen aus wie eine Pariſer Bourgeoiſe. Sie kommen mir alle wie Kinder vor, die lange in der Fremde blieben und ſich vom Vaterhauſe entwöhnten. Jetzt, da ſie heimgekehrt ſind, wiſſen ſie ſich nicht gleich wieder darein zu finden, doch wird Nachſicht und ſanfte Behandlung ſie gewiß bald heimiſch machen, wenn der ſchwere Druck der jetzigen Zeit erſt gehoben werden kann.

Von jeher war Mainz seiner, im übrigen so angenehmen, Lage wegen ein fester Kriegsplatz, und wird es zum Unglück der Einwohner ewig bleiben. Schon die Römer legten, um die Deutschen zu unterjochen, hier Festungen an, deren für eine Ewigkeit zusammen gekittete Mauern noch an vielen Stellen sichtbar sind. Blut benetzte von jeher diese Wälle, und zahllose Krieger aus den entferntesten Zonen fanden hier in fremder Erde ein Grab. Dies bezeugen eine Menge in Mainz und in dessen Nähe gefundner römischer Grabsteine; täglich gräbt man deren neue aus, und mit ihnen Urnen, Altäre, Waffen, Münzen und ähnliche Alterthümer aus der Römerzeit.

Zum Glück für die Alterthumskunde besitzt Mainz in dem Professor Lehne einen Mann, der mit grosser Einsicht und Thätigkeit alles dieses sammelt und ordnet, um es im Museum aufzustellen, über welches er als Bibliothekar ebenfalls die Oberaufsicht hat. Diese führt er mit wahrer Kunstliebe, mit Geist und Verstand, und verbindet mit solchen Eigenschaften auch noch die zuvorkommenste Be-

reitwilligkeit, alle seine mühsam geordneten Schätze Fremden und Einheimischen zu zeigen.

Durch die, besonders wegen vieler seltner Handschriften, merkwürdige Bibliothek, durch das Naturalien-Kabinet und die Sammlung physikalischer Instrumente konnten wir, von ihm geführt, nur flüchtig hindurcheilen. Wohl hätte uns vieles Merkwürdige auch hier bei längerem Aufenthalt angezogen und festgehalten, doch wir eilten, um in den untern Stock des großen Gebäudes zu gelangen, welches unter dem Namen des Museums alle diese Gegenstände vereinigt. Dort fanden wir nahe an hundert Legionsteine, alle der Zeit und der darauf bezeichneten Zahl der Legion nach geordnet. Sie vergegenwärtigen uns jene Tage, in welchen die Römer ihre Sklaven aus der ganzen von ihnen beherrschten Welt herbei trieben, um den einzigen frei gebliebenen Theil derselben zu unterjochen. Alles kehrt im Laufe der Zeiten wieder, nur nicht der einzelne Mensch; auch wir erlebten ein ähnliches Herbeiströmen der entferntesten Völker zum blutigen Kriege, der jetzt so glorreich geendet ist.

Aus den Inschriften vieler dieser Legionssteine, welche Professor Lehne mir erklärte, sah ich, daß jetzt so mancher Tatar vielleicht auf der nämlichen Stelle, fern von seinem Vaterlande, den Tod fand, wo vor mehr als tausend Jahren sein Landsmann, vielleicht sein Urahn, verblutete. Unter allen diesen kriegerischen Denkmählern war mir auf andere Weise der Grabstein einer alten Sklavin merkwürdig, den ihre Herrschaft zum Lohn langer treuer Dienste ihr setzte. Wenn die Inschrift nicht lügt, so hat die gute Alte weit über hundert Jahre gelebt.

Außer diesen Denkmahlen sahen wir noch eine Menge in der Umgegend ausgegrabener Altäre, Votivsteine, Waffen, Urnen, Vasen und unzählige kleine Antiquitäten aufs sorgfältigste geordnet, auch einen sehr merkwürdigen antiken steinernen Sarg. Dann wurden wir von unserm freundlichen Führer zu der nicht unbeträchtlichen Gemäldesammlung begleitet, welche im nämlichen Gebäude ebenfalls unter seiner Aufsicht steht.

Eines der größten Gemälde, welche ich jemals sah, zog hier zuerst meine Aufmerksamkeit an, denn es bedeckt die ganze Wand eines nicht kleinen Zimmers. Dies Gemälde stellt den zwölfjährigen Christus vor, wie er vor den erstaunten Pharisäern und Priestern im Tempel lehrt, und ist ein gemeinschaftliches Werk von Rubens und Jordaens. In einem ihm angemessenern Lokal, mit einem goldnen Rahmen, und von Staub und Schmuz gereinigt, die es jetzt entstellen, müßte es großen Effekt machen, denn es ist ein herrliches Bild, voll Leben und Ausdruck in den vielen, höchst verschiedenen Gestalten und Köpfen. Adam und Eva, ein großes Oelgemälde von Albrecht Dürer, bestätigten mich nur in dem, was ich Ihnen früher über diesen Meister schrieb. Diese Darstellung unsrer lieben Vorältern machte mir obendrein um so weniger Freude, da die Körper dürftig und ganz gegen meiner Natur sind, und Frau Eva den heillosen Apfel zwischen Zeigefinger und Daumen so zierlich hält, als irgend eine Dame des siebzehnten Jahrhunderts auf alten Familienporträten.

Manches gute Bild aus den italieniſchen Schulen wird hier ebenfalls aufbewahrt, aber alle trauern in Schmuz, Vergeſſenheit und einem durchaus ungünſtigen Lokal. Ein Bilderraub wäre hier eine ſehr verzeihliche Sünde, die ich faſt ein gutes Werk nennen möchte; denn außer dem Profeſſor Lehne und einigen durch Zufall herbeigeführten Fremden bekümmert ſich niemand um dieſe Gemälde, oder thut etwas für ihre Erhaltung. Doch wird die Zeit auch hierin hoffentlich bald das Beſſere herbeiführen. So ſah ich hier ein paar ſchöne Gemälde von Hannibal und Agoſtino Caracci im Staub und in der Aſche. Beſonders lieblich iſt ein Engel auf der Himmelfahrt der Maria von letzterem. Auch die heilige Agatha von Domenichino verdiente ein beſſeres Schickſal, eben ſo eine niederländiſche Hausfrau von Rubens, mit allerlei Thieren umgeben, die von Sneyders vortrefflich gemalt ſind. Mein Diebsorgan, welches ſich bis jetzt noch nie bei mir äußerte, muß hier auf eine wunderbare Weiſe plötzlich rege geworden ſeyn. Denn außer dem ſchon geäußerten Gedanken eines

Bilderraubs im Ganzen wandelte mich beim Anblick einer sehr gewöhnlichen Landschaft noch die besondre Lust an, einen kleinen von le Sueur hineingemalten Einsiedler mit einem Stückchen seiner grünen Waldeinsamkeit aus dem großen leeren Bilde herauszuschneiden. Er müßte in dieser Gestalt ein ganz vortreffliches kleines Kabinetstück abgeben.

Den Nachmittag führten uns Freunde auf den Drususstein, welcher innerhalb der Festungswerke liegt und selbst noch einen Theil derselben ausmacht. Er ist ein uraltes, dem Drusus Germanikus errichtetes Monument, dessen einstige Gestalt sich gar nicht mehr errathen läßt. Die es ehemals bekleidenden Quadern, welche ihm eigentlich seine Form geben, sind seit undenklicher Zeit verschwunden und wahrscheinlich von den alten Deutschen zerstört, die kein Ehrendenkmahl ihrer vertriebnen Unterdrücker dulden wollten. Nur die innere felsenfeste Masse, welche das Monument ausfüllte, ist geblieben, und sieht wie ein mäßig hoher kegelförmiger Hügel aus. Man hat diese Felsenmasse in spätern Zeiten ausgehöhlt und eine enge Wendeltreppe hineingehauen,

auf der wir in tiefer Dunkelheit zum Gipfel des Steines gelangten. Dort überſahen wir die ganze Stadt mit ihren Wällen tief unter uns; über ſie hinaus die Gegend nach Worms zu und den ganzen herrlichen Rheingau. Bibrich glänzte uns entgegen, und der entferntere Johannesberg; wir zählten die grünenden Inſeln auf der ſilbernen Fläche des Rheins, und ſahen dem Fahren und Gehen der ganz klein erſcheinenden Geſtalten auf der langen Schiffsbrücke zu, welche nach dem am andern Ufer erbauten Kaſſel führt. Dieſe Art von Vorſtadt von Mainz war ſchon zu der Römer Zeiten ein feſtes Kaſtell, wovon es wahrſcheinlich jetzt noch den verſtümmelten Namen führt. Die große Waſſermaſſe des mit dem Rhein ſich vereinigenden Mains gewährt vom Druſusſtein ebenfalls einen herrlichen Anblick; deſto trauriger aber ſind die Trümmer des ſchönen Luſtſchloſſes, welches ſonſt auf der Landzunge ſtand, an deren Spitze die Ströme zuſammenfließen. Dieſe einſt prächtige Favorite iſt jetzt nicht einmal eine ſchöne Ruine, nur ein unförmlicher Schutthaufen, denn kein Stein ward auf

dem andern gelaſſen, und die ſie einſt umgebenden Gartenanlagen ſind ſpurlos verſchwunden.

Vom Druſusſtein fuhren wir wenigſtens eine Viertelſtunde lang zwiſchen engen hohen Wällen und Mauern, durch dunkle Thore, bis wir aus den Feſtungswerken hinaus, ins Freie und auf den Weg nach Zahlbach gelangten. Eine Feſtung von der Bedeutung, wie Mainz, iſt doch ein beängſtender unheimlicher Wohnort, den ich mir nicht erwählen möchte.

Unfern des hübſchen Dorfes Zahlbach erblickten wir in einer ziemlichen Anzahl ähnliche Legionſteine, wie die, ſo wir im Muſeum geſehen hatten. Sie waren das eigentliche Ziel unſrer Spazierfahrt. Hier an dem Orte, wo man ſie ausgrub, hatte man ſie wie auf einem Kirchhofe neben einander aufgeſtellt. Unter freiem Himmel auf dieſe Weiſe geordnet, von Geſträuchen und Gras umgeben, machen dieſe alten Steine einen gar ſonderbar-intereſſanten Effekt, zu welchem die nicht weit davon entfernten Ueberreſte eines alten römiſchen Aquädukts nicht wenig beitragen. Gerade um Zahlbach herum wurden die meh-

reſten der im Muſeum aufbewahrten Alterthümer gefunden; alles deutet hier auf eine große Vergangenheit, aber dabei auch auf Untergang und Zerſtörung.

Seit zwei Tagen, die ich in Mainz verlebte, gab ich mir vergebliche Mühe, eine anſtändige Geſellſchaft zu finden, um mit ihr gemeinſchaftlich eine Jacht zur Rheinfahrt zu miethen. Alle meine Bekannten riethen mir, mich des großen Jachtſchiffes zu bedienen, welches jeden Morgen von hier abgeht, den Abend Koblenz erreicht und am folgenden Abend in Kölln landet. Sie können denken, wie ich vor der bloßen Idee einer Diligenze zuerſt erſchrack, aber ich werde mit meinen Bedenklichkeiten und Anſtandsgründen als mit etwas Unerhörtem nur ausgelacht, denn hier zu Lande bedienen ſich Herren und Damen dieſer wohlfeilen und ſichern Reiſegelegenheit, ohne den mindeſten Anſtand dabei zu nehmen. Dennoch würde ich mich ſchwerlich dazu entſchließen, wenn ich nicht heut eine ſehr paſſende und

angenehme Gesellschaft von Herren und Damen gefunden hätte, die morgen mit dieser Jacht nach Koblenz gehen will, und mich in ihren Schutz zu nehmen bereit ist. So sey es denn gewagt, ich bestelle fürs erste unsre Plätze nur bis Bingen.

Bingen, 21. Sept.

Da ſitzen wir nun hier ſeit geſtern Mittag im weißen Roß, übrigens ganz wohl aufgehoben. Ich ſehe bald den Mäuſethurm an, bald die mir gegenüber liegenden Ruinen der Burg Ehrenfels und bald den wankelmüthigen Himmel, der in einer Stunde Regen und Sonnenſchein, Sturm, Donner und Blitz auf einander folgen läßt, ſo daß ich wohl ſagen kann: wir haben eigentlich gar kein Wetter, ſondern etwas von Allem, was ich gar nicht zu brauchen weiß.

Unſre Fahrt bis hieher ging vortrefflich, ſchon vor ſechs Uhr Morgens waren wir mit unſrer Geſellſchaft am Hafen. Da gab es einen Wirrwarr, ein Laufen, ein Rufen, ehe die vielen Perſonen und das Gepäck eingeſchifft wurden, als ginge es wenigſtens bis Amerika. Alles dies erinnerte mich an mein früheres Leben in großen Seeſtädten und beluſtigte mich nicht wenig. Auch die Jacht gefiel mir; ſie iſt wirklich ein Schiff mit Maſtbaum, Segel und Steuer, mit einer Kajüte, einem Schiffsraum, ſogar mit einer kleinen Küche, in welcher Kaffee gekocht wird,

und gleicht im Kleinen den engliſchen Paketbooten zwiſchen Dover und Calais.

Die Menge der Paſſagiere war zu groß, als daß alle in der Jacht Platz gefunden hätten, denn ſie beſtand aus nahe an hundert Perſonen; daher mußte ein Beiboot herbeigeſchafft und an der Seite derſelben befeſtigt werden. Endlich war alles in Ordnung, und wir gingen unter Segel, gerade im Moment, als die Sonne aus den Wogen glühend emporſtieg und ein Meer von Gold über ſie ausgoß. Scheu, wie nächtliche Geſpenſter, rollten die Nebel ſich zuſammen und flohen vor der Himmelskönigin. Bald lag, vom Morgenſtrahl geröthet, Bibrich vor uns, mit ſeinem ſchönen Schloß; hinter uns funkelten die hohen Thürme von Mainz. Je weiter wir kamen, je herrlicher ward alles; der breite Strom trug uns durch ein blühendes Paradies um grünende Inſeln herum; alles athmete Luſt und Freude.

Nie ſah ich eine anmuthigere Gegend, jeder Augenblick gewährt den Anblick einer neuen ſchönen Landſchaft. Große Schlöſſer, freundliche Landhäuſer, zierliche Dörfer und Städtchen ſpiegeln ſich in den

Wellen, dicht an das Ufer gelagert, zwischen ihnen die Rebenhügel, die reichen Obstgärten; hin und wieder blicken ehrwürdige Trümmer einer Burg oder ein altes Kloster von hohen Bergen hinab. Wir kamen dem Johannesberg vorbei, auf dessen Terrassen die Reben emporsteigen, bis zu dem weiß glänzenden Schlosse, das seinen Gipfel krönt. Auf einer beträchtlichen Höhe, ihm schräge gegenüber, am linken Ufer, schimmert als Gegenstück die ebenfalls weiße Rochuskapelle. Ueberhaupt sind alle Gebäude in diesen Gegenden weiß, was ihnen ein gar freundliches Ansehen giebt. Bald schifften wir nun Rüdesheim vorbei, seinen schönen Rebenhügeln, seiner ehrwürdigen alten Burg und erblickten das gegenüber liegende Bingen im Schatten der hohen Felsen, von deren Gipfel die Ruine des Raubschlosses Klopp düster herabblickt.

Jetzt begriff ich recht wohl, warum man in Mainz so unbarmherzig über meine Furcht vor dem Jachtschiff gespottet hatte. Ich befand mich während der nur vier Stunden langen Reise recht wohl darauf, bald im Beiboote, bald auf dem sehr geräumigen

Verdecke der Jacht, je nachdem die Aussicht mich nach dieser oder jener Seite zog. Außer unsrer Gesellschaft waren unsre übrigen Reisegefährten Kaufleute, die von der Frankfurter Messe zurückkamen, Geistliche, Beamte, Gutsbesitzer aus der Gegend, zum Theil mit ihren Frauen und Töchtern. Alle waren höflich und bereit zu jeder kleinen Hülfsleistung gegen uns und unter einander. Die Einheimischen beeiferten sich, den Fremden jeden Ort zu nennen, dem wir vorüber kamen, und stille ruhige Heiterkeit belebte die ganze Gesellschaft. So war es auf dem Verdecke. Wie es in der Kajüte zuging, weiß ich nicht; ich sah Wolken von Tabaksdampf aus den Fenstern derselben ziehen, und wagte mich also gar nicht hnunter. Bei schönem Wetter, wo man im Freien bleiben kann, ist die Jachtfahrt gewiß recht angenehn und dabei unglaublich wohlfeil; bei Regen und Gewetter thut man ohnehin am besten, die ganze Reise zu unterlassen.

So wie wir in Bingen landeten, eilte die Gesellschaft zu der sie schon erwartenden Mittagstafel, weil sie in einer Stunde weiter gehen mußte, um Koblenz

zu erreichen. Wir aber trennten uns von ihr und unſern freundlichen Begleitern aus Mainz, um uns fürs erſte im Gaſthof, wo wir die Nacht bleiben wollten, ein wenig häuslich einzurichten. Es war noch nicht eilf Uhr, wir hatten alſo vor Tiſche Zeit genug übrig, um die Ruine des Schloſſes Klopp zu beſuchen.

Sie liegt auf dem Gipfel eines Weinberges, der, hoch und ſteil, ſich dicht hinter Bingen erhebt, und deſſen jetziger Beſitzer, überall zwiſchen den Reben ſehr anmuthige, mit Blumen und Bäumen geſchmückte Spaziergänge anlegte, welche zu den ſchönſten Ausſichten führen. Bei jeder findet man ein bequemes Plätzchen zum Ausruhen. Unter dieſen gefiel mir vor allen ein kleines Kabinet, gerade am ſchönſten Punkt der ganzen Gegend. Duftende Blumen und eine unweit davon angebrachte Aeolsharfe ſind die nächſten Umgebungen des kleinen traulichen Zimmers, welches eine gewählte Sammlung unſrer beſten Dichter, ein bequemes Sopha und einen wohl beſorgten Schreibtiſch enthält. Es iſt ein ſo anmuthiges ruhiges Plätzchen, daß es mir ſchien, als brauche ich

gar nichts mehr von der Welt, wenn dies Kabinetchen nur mein wäre.

Hier überſah ich nun recht Bingens ganze herrliche Lage. Rechts überblickt man die lachendſte, vom Rhein durchſtrömte Landſchaft, einige ſeiner Inſeln, die unzähligen Ortſchaften des Rheingaus, die Rebenhügel, den Johannesberg bis zu den blau dämmernden Felſen bei Heidelberg und den fernen Melibocus. Zur linken Seite verliert ſich der Rhein in ewig-dunkle Schatten hoher waldgekrönter Felſen; hier iſt alles erhaben und groß, wie dort anmuthig und heiter. Hatto's Thurm ſteht da, ſtets umtobt von der wilden Brandung, mitten in den Fluthen, ihm gegenüber ſieht man die leichten Nachen, wie im Tanz, dem immer kreiſenden Wirbel des Bingerloches vorüberſchweben, und ſich bald darauf in dunkeln Felſenklüften verlieren. Seitwärts dem wunderſamen Mäuſethurm ſtrömt die Nahe aus ihrem romantiſchen Thal in den Rhein; eine ſchöne Brücke wölbt ſich über ſie hin. Gerade Bingen gegenüber ſtreckt ſich der hohe Rüdesheimer Berg lang aus, ihn krönt der Niederwald, durch deſſen dunkles Laub die

weißen Säulen eines Tempels hervorſchimmern, und an ſeinem Abhange wächſt der berühmte Rüdesheimer Wein. Rüdesheim mit ſeiner uralten Römerburg liegt am Fuße dieſes Berges, dem Rheingau zu. Auf der andern Seite erheben ſich in ziemlich beträchtlicher Höhe die pittoresken Trümmer der Burg Ehrenfels, und gegenüber hoch auf dem Binger Berge, von deſſen Abhange ich alles dieſes überſchaute, ſtehen die alten Mauern und Thürme des Schloſſes Klopp, von denen man dieſelbe Gegend noch ausgebreiteter vor ſich liegen ſieht.

Den Nachmittag beſtiegen wir die Anhöhe, auf welcher die ſeit kurzem wieder hergeſtellte Rochuskapelle liegt. Sie könnte wohl für eine kleine Kirche gelten, ſo groß iſt ſie. In der Mitte des Auguſts, am St. Rochus-Tage, wallfahrten mehr als zehntauſend Menſchen aus der umliegenden Gegend zu ihr hinauf, und dienen Gott mit fröhlichem Herzen. Denn dieſes fromme Feſt iſt zugleich ein Volksfeſt, an welchem alles Theil nimmt und von deſſen Freuden das ganze Jahr hindurch ſo lange geſprochen wird, bis der erſehnte Tag im Wechſel der Zeit wiederkehrt.

Auch wüßte ich keinen Platz, an dem man zugleich fröhlicher und frömmer seyn könnte, als diesen, wo die Welt so herrlich um uns her liegt, geschmückt mit allen Gaben der gütigen Natur.

Heute Morgen wollten wir den Niederwald besteigen, aber das wunderliche Wetter erlaubte dies nicht; doch benutzten wir ein paar sonnige Nachmittagsstunden, um nach Rüdesheim hinüber zu schiffen. Zuerst besuchten wir die alte Burg, die am äußersten Ende des freundlichen Dorfes hart am Rhein liegt. Die felsenfesten Mauern, die ganze Bauart des Grundes bezeugen noch ihre uralte Entstehung zu der Zeit der Römer, die hier ein festes Kastell hatten. Spätere Jahrhunderte fügten die Säulen, die gothischen Thürme und Gewölbe hinzu, welche uns heut zu Tage als pittoreske Trümmer erscheinen. Ihr jetziger Besitzer, der Graf von Ingelheim, schmückte das alte Gebäude auf die schonendste Weise, ohne dessen ehrwürdiges alterthümliches Ansehen im mindesten zu verletzen, und schuf daraus eine Wohnung, wie ich mir die einer wohlthätigen Zauberin, etwa der Frau Minnetrost denke. Ein viereckiger, von

hohen uralten Mauern umgebner düstrer Hof bildet den Eingang. Durch enge spaltenartige Thüren gelangt man zu schmalen steinernen Treppen, und ehe man sich es versieht, steht man in einem schön geschmückten Saal, dessen hohe gothische Bogenfenster uns die Aussicht in ein Paradies öffnen. Dunkle, vom Rauch der Wachfeuer geschwärzte Gewölbe führen in freundliche Wohnzimmer, in zierliche Kabinette, und außen merkt man den alten Trümmern von allem diesem nichts an. Oben auf den Zinnen der Thürme und Mauern blühen Blumen; die üppig am Abhang des Berges wachsenden Reben ranken bis zu den höchsten Zinnen der Burg empor, leichte Brücken führen über Abgründe, von einem Thurm zum andern, von einer Abtheilung des Gemäuers zur andern; das Ganze gleicht einem Traume, der die wunderbarsten, durch Jahrhunderte von einander geschiedenen Gegenstände vereinigt.

Noch eine Burg des Mittelalters, das Stammhaus der längst verloschnen Familie von Brömser liegt mitten in Rüdesheim. Nur ein Theil desselben steht noch in seinem alterthümlichen Zustande,

begränzt von einem neueren Schloſſe, welches bewohnt wird. In der alten Kapelle zeigte man uns eine Reihe Familienbilder der ehemaligen Herren von Brömſer und ihrer Gemahlinnen, alte Rüſtungen, manches mit Schnitzwerk verzierte Hausgeräth aus dem Mittelalter, und ähnliche Dinge, denen zum Theil nur ihr hohes Alter Werth giebt. Die alten Ritter und Damen ſchauten gar wunderlich von der Wand auf den geputzten Lakeien, der uns herumführte; mitten unter ihnen hängt das Gemälde eines unglücklichen Fräuleins Jutta von Brömſer, deren trübes Geſchick noch immer im Munde hieſiger Landleute und Fiſcher lebt. Sie wohnte auf der, ebenfalls der Familie Brömſer von Rüdesheim gehörigen, Burg Ehrenfels. Ihr Vater, der während der Kreuzzüge mit nach Paläſtina gegangen war, verlobte dort in einer großen Gefahr ſein einziges Kind dem Himmel, nicht ahnend, daß dieſes indeſſen zu Hauſe einem jungen Ritter das Gelübde treuer Liebe that. Jutta vernahm bei des Vaters Heimkunft ihre unabwendbar traurige Beſtimmung, und bat nur, ihren Geliebten noch einmal ſehen zu dürfen, um von ihm

Abſchied zu nehmen. An dem zu dieſer traurigen Zuſammenkunft beſtimmten Tage ſchmückte ſie ſich aufs köſtlichſte wie eine Braut; der Ritter ſchied, Jutta ſah ihm vom hohen Söller des Schloſſes nach, ſo weit ſie konnte, und ſprang dann hinab in den tiefen kalten Rhein, auf welchem die Fiſcher in ſtürmiſchen Nächten ſie oft mit Grauſen noch hinſchweben ſehen. Sieht ſie ihrem Bilde ähnlich, ſo mag der Anblick fürchterlich genug ſeyn, aber hoffentlich that der alte Pfuſcher von Maler ihr Unrecht, der dieſe Vogelſcheuche aus ihr machte.

Auch ein paar gewaltig große Ochſenhörner hängen als geheiligter Gegenſtand der Verehrung in dieſer Kapelle. Mit ihnen grub ihr ehemaliger Träger beim Pflügen ein jämmerlich um Hülfe rufendes Kruzifix aus der Erde. An der Stelle, wo dieſes Wunder ſich begab, baute Juttas Vater ein Kloſter, in welchem Kapuziner für die Seele ſeiner unglücklichen Tochter beten mußten, und nannte es „zur Noth Gottes.“ Es liegt hinter Asmannshauſen, tief im Walde.

So herrlich auch die Lage von Rüdesheim iſt, ſo gebe ich doch Bingen den Vorzug, weil Rüdesheim von dort aus ein viel ſchöneres Bild macht, als Bingen von Rüdesheim geſehen. Bingen ſtellt ſich hier ſo abſchreckend-dunkel dar, daß man auf dieſer Seite des Rheins die hohe Anmuth der dortigen Gegend kaum ahnet.

St. Goar, 22. Sept.

Heute endlich erlebten wir einen ſchönen Morgen in Bingen, und benutzten ihn ſogleich, um den Niederwald zu beſuchen. Eigentlich ſchifft man zu dieſem Zweck nach Asmannshauſen herüber, erſteigt von dort den Berg und geht ihn bei Rüdesheim wieder hinab. Unſer Schiffer aber, der uns über den Rhein bringen und hernach als Führer dienen ſollte, behauptete, einen bequemern, nähern Weg zu wiſſen, und da der Mann übrigens ganz vernünftig zu ſeyn ſchien, ſo überließen wir uns ſeiner Führung.

Wir landeten alſo weit näher, unterhalb der Burg Ehrenfels, und begannen nun von da die Terraſſen zu erklimmen. Dieſe umgeben den ſehr ſteilen Berg im Zickzack, und auf ihnen wächſt der berühmte Rüdesheimer Wein. Sehr ermüdend war es, daß wir immer eine lange Strecke längs den die Terraſſen ſtützenden Mauern hin und her zu gehen hatten, ehe wir zu einem der hohen, ſtufenartigen Einſchnitte in dieſen gelangten, auf welchen wir uns etwa zwei Ellen höher ſchwangen und dann bis zum nächſten Einſchnitt wieder weiter wanderten. Glück-

licher Weiſe iſt die Anhöhe bis zur Burg Ehrenfels nicht ſehr beträchtlich, und ſo war dies bald überſtanden. Der nähere Anblick der höchſt maleriſchen Ruine, die wir täglich aus unſern Fenſtern vor Augen gehabt hatten, und die wunderſchöne Ausſicht machten uns alle Ermüdung vergeſſen. Wir blickten dort tief in das wilde Felſenthal, durch welches ſich der Rhein hinter dem Bingerloche windet; auch Asmannshauſen ſahen wir zwiſchen ſeinen Rebenhügeln, woran uns in Bingen der weit vortretende Berg hinderte. Nun aber mußten wir weiter, und zwar auf einem Wege, den ich niemanden in der Welt, als höchſtens einem Gemſenjäger empfehlen möchte.

Tief unter uns brauſte der durch einen plötzlich ſich erhebenden Wind wild aufgeregte Rhein; faſt ſenkrecht ſtieg über uns der hohe Fels mit ſeinen Terraſſen empor, und wir mußten auf den immer ſchmaler werdenden Mauern ihn erklimmen, mit den Händen uns anhalten, um nicht herunter zu ſtürzen, und fanden oft nur eben Raum genug, um einen unſrer Füße feſtzuſtellen. So hingen wir zwiſchen dem Himmel und dem Rhein, ein einziger Fehltritt, ein los-

bröckelnder Stein, und wir waren in Gefahr, der armen Jutta in ihrem naſſen Grabe Geſellſchaft zu leiſten. Dennoch konnten wir nicht zurück, denn an das Heruntersteigen war auf dieſem Wege nicht zu denken, ja ich wagte es nicht einmal, herunter zu blicken, ſo ſchwindelerregend war mir die grauſenvolle Tiefe. Wie die Winzer es anfangen, um hier die Reben zu pflegen und ſpäter die Trauben zu ſammeln, iſt mir unbegreiflich.

Endlich, nach einer langen ängſtlich ermüdenden Stunde, waren wir oben im kühlenden Schatten des Waldes, und nie in meinem Leben habe ich mich mehr über ein ſchwer errungenes Ziel gefreut, als über dieſes. Der ganze Wald, der den langen Bergrücken krönt, iſt durch ausgehauene Gänge zu einem Park umgeſchaffen. Dieſe gewähren hie und da wunderſchöne einzelne Blicke tief in das Rheinthal hinein; beſonders anmuthig iſt eine Hütte, von welcher man durch eine Oeffnung des Waldes nur Bacharach und ſeine nächſte, höchſt romantiſche Umgebung erblickt, aber den Preis von allen trägt, näher an Rüdesheim, ein offener, von Säulen getragener Tempel

davon, den ich ſchon von Bingen aus durch den Wald ſchimmern geſehen hatte. Geblendet von der mich rings umgebenden Pracht der Natur, ſtand ich lange in ſtummen Entzücken auf dieſem Platz, nicht nur dem ſchönſten auf dem Niederwalde, ſondern vielleicht in der ganzen Gegend. Tief unten liegt im Vorgrunde das freundliche Rüdesheim mit ſeinen alten Burgen, ſeitwärts über dem Strom das dunkle Bingen, weiterhin die Rochuskapelle im Sonnenſtrahl, ihr gegenüber, dieſſeits, der Johannisberg, und nun der ganze Rheingau mit allen ſeinen Städten und Weinbergen und Gärten und Dörfern, alle Krümmungen des prächtig hinwogenden Rheins, alle ſeine vielen gartenähnlichen Inſeln. Der Odenwald, die Vogeſen, der Donnersberg begränzen in blauer Ferne die weite Ausſicht, wie leicht am Horizont hinſchwebende Wolken.

Ein zwar ſteiler, aber gefahrloſer Weg führte uns nun nach Rüdesheim hinab, wo unſer Nachen ſchon wartete. Der Wind war indeß beinahe zum Sturm geworden, und unſer Tanz auf den wildempörten Wogen ſchien mir ſo wenig angenehm, daß ich recht

froh war, als ich in Bingen wieder festen Fuß fassen konnte. Diese, aus dünnen Brettern zusammen geschlagenen platten Nachen kommen mir gar gebrechlich vor, da ich an festere größere Fahrzeuge auf dem Wasser gewöhnt bin. Sie schwimmen wie ein Strohhalm auf den oft sehr tobenden Wellen des Rheins; dennoch sind Unglücksfälle damit selten und entstehen gewöhnlich nur aus Fahrlässigkeit der Schiffer. Weit gefährlicher sind eine kleine Art von Fischerkähnen, wie die Kanots der Wilden. Diesen möchte ich mich nie anvertrauen, denn ein Hauch, dünkt mich, könnte sie umwehen, auch schlagen sie oft genug um. Die Leute hier heißen sie deshalb Seelenverkäufer, fahren aber immer lustig damit herum, und ich habe in diesen Tagen deren gewiß mehr als hundert sich durch das Bingerloch drehen gesehen. Gegen Mittag legte sich der Sturm, einzelne graue Wolken bedeckten zwar den Himmel, aber die Beleuchtung der sie durchbrechenden Sonnenstrahlen wurde dadurch nur schöner. Deshalb wagte ich es, einige Stunden später wieder den Nachen zu besteigen, um nach Sankt Gewer zu schiffen. So nennen hier die Einwohner Sankt

Boar, wo ich mich in dieſem Augenblick ſehr wohl befinde.

Mit einem ganz eignen Gefühl wandte ich bei Bingen dem lachenden Rheingau den Rücken, um dem Rhein auf ſeinen fernern, dunkeln Wegen zu folgen. Hatto's mährchenhafter Mäuſethurm ſieht in der Nähe noch ſchauerlicher aus, als ich aus der Ferne ihn mir gedacht hatte; geſpenſtiſch einſam ſteht er mitten in den tobenden Wogen, die nun ſchon ſeit Jahrhunderten gegen ſeinen Felſengrund anwüthen, ohne ihn zu erſchüttern. Ich glaube, daß er urſprünglich ein Leuchtthurm war an dieſer, ehemals ſo gefährlichen Stelle des Rheins, wenigſtens hat er ganz die Geſtalt eines ſolchen. Noch einen Blick warf ich im Vorüberfahren in das Nahe-Thal, auf die hübſche Brücke, die ſich über die Nahe wölbt, und die ſie umgebenden hohen Felſen mit den Trümmern eines alten Kloſters. Ich begrüßte nochmals die Burg Ehrenfels, war nun am gefürchteten Bingerloch, und wieder drüber hinaus, ohne es beinahe gewahr zu werden, denn faſt nur unmerklich ſchwankte der Na-

chen. Freilich war der Rhein sehr hoch, aber auch bei niedrigem Wasserstande ist keine Gefahr denkbar, wenn nur der Schiffer sich dem rechten Ufer nahe hält, wo die Strömung des bei alle dem graus genug aussehenden Wirbels sehr schwach ist.

Gleich hinter dieser, über Verdienst verrufenen Stelle gewährt noch am linken Ufer Asmannshausen einen freundlichen Anblick, dann aber ist es auch mit der Freundlichkeit vorbei, und die ganze Gegend gewinnt einen wilden ernsten Karakter. Von Mainz bis Bingen herrscht fröhlich blühendes Leben in der Natur, von Bingen aus weiterhin, ernstes Schweigen über Gräbern der Vergangenheit in einer bei allem Reichthum schauerlich erhabenen wilden Gegend.

Alles stimmt hier das Gemüth zu ernster Betrachtung, fast möchte ich sagen zur Schwermuth. Die vielen Ruinen auf der Höhe, die uralten Städte am Ufer sehen grau und düster aus, und die Wellen weit dunkler in diesen tiefen Schatten der Berge, als dort, wo sie im Sonnenglanz das blühende Eden des Rheingaus umspielen. Bald drängen die Berge den Rhein enge zusammen, bald breitet er sich zu einem

weiten See aus, immer erfüllt er das ganze Thal und läßt zwiſchen den Felſen und ſeinem linken Ufer eben nur Raum genug für den Fahrweg. Die Städte und Dörfer ziehen ſich dicht am Waſſer in einer langen Reihe hin und ſteigen zum Theil den Abhang der Berge hinan. Reben bedecken dieſe an jedem ſonnigen Plätzchen, alles übrige iſt dunkler Wald, und nur ſelten drängen ſich ſchroff und kahl einzelne Felsſpitzen an das Licht des Tages hervor. Zuweilen windet ſich der Strom ſo wunderbar um die Felſen herum, daß dieſe ſcheinbar den Ausgang verſperren, und auch, wo er breit wie ein See hinwogt, glaubt man ſich oft rings von Bergen umſchloſſen. In manchen Momenten dünkte mir, mitten in den ſchottiſchen Hochlanden auf einem der dortigen ſtillen Seen zu ſchweben, und als müßten Hochländer, in ihren Plaid gehüllt, zwiſchen den Felſen hervorkommen, ſo ähnlich ſind einige Stellen des Rheinthals jenen Gegenden, bis auf die Reben, die freilich am Loch-Lomond oder Loch-Killin nicht gedeihen.

Nun denken Sie ſich zu dieſer erhabenen Pracht der Natur noch die vielen maleriſchen Trümmer alter

Burgen und Klöster, die von den Felsenhöhen ernst in das Thal blicken. Auf der ganzen Fahrt sahen wir fast immer eine, oft mehrere dieser Ruinen zugleich, und jede hat ihren eigenen, vor allen andern sie auszeichnenden Karakter der Bauart und der Umgebungen. Mir war beinahe, als durchblätterte ich eine Mappe voll herrlicher Landschaften, so schnell folgen hier die interessantesten Gegenstände einander; man hat wahrlich nicht Augen genug, um alles zu sehen. Bei jeder Krümmung des Stroms, fast mit jedem Ruderschlage öffnet sich eine neue Gegend. Bald umschiffen wir eine der vielen grünen Inseln des Rheins, bald zieht uns die mannigfaltige Gestaltung der Felsen an. Gleich hinter Asmannshausen thront eine der schönsten Ruinen, die der Burg Sonneck, auf einem hohen Felsen, unfern von ihr die einer zerstörten Kirche. Dann kamen wir dem schmalen wilden Wisperthale vorüber, das sich wie eine enge Kluft zwischen hohen Felsen windet, aus der oft ein sonderbar flüsternder Wind gleich Geisterstimmen ertönt und zuweilen selbst in Bingen bemerkbar wird. Bald darauf zeigten sich die alterthümlich-

zackigen Mauern und Thürme von Bacharach. Dieſe uralte Stadt ſieht ſelbſt einer großen Ruine ähnlich, ſo düſter und grau ſteht ſie am Ufer, wie in tiefer Trauer verſunken. Aus den Ruinen einer zerſtörten Kirche in ihrer Mitte ſteigt ein mit gothiſchen Verzierungen herrlich geſchmückter Fenſterbogen hoch über ſie empor, und ähnliche Trümmer ehemaliger Pracht krönen die Felſen umher. Wild brauſt der Rhein über tief verborgne Klippen und ſpitzige Felſenriffe, ſchäumen brechen ſeine Wogen ſich an den uralten Mauern der Stadt und toben gegen ſie an, ſo daß mir dieſer Theil der Rheinfahrt weit gefährlicher dünkte, als bei Bingen. Bald darauf erweitert ſich der Strom und gleicht einem See, auf dem ich zu meinem Erſtaunen ein großes Kriegsſchiff mit ausgeſpannten Segeln zu erblicken glaubte. Es war die alte, mitten im Rhein erbaute Pfalzburg. Die Täuſchung, welche ſie hervorbringt, iſt wirklich unglaublich groß; in der Ferne gleichen die vielen kleinen, über einander aufſteigenden weißen Thürme vom Winde ausgedehnten Segeln auf das vollkommenſte, und das ganze Gebäude ſcheint wirklich zu ſchwimmen, weil es den

Fels, auf dem es steht, überall bedeckt. Die Umgebungen dieser Pfalz gehören zu den erhabensten und schönsten auf der ganzen Fahrt. Herrlich gestaltete, zum Theil mit Reben bekleidete Felsen ziehen einen weiten Kreis rings um die silberne breite Fläche des Stroms; hart am Ufer, der Pfalz gegenüber, liegen die dunkeln Mauern der alten Stadt Kaub, wo wir anhielten, um den Zoll zu entrichten, und hoch über ihnen erheben sich die schönen Ruinen der Burg Gutenfels.

Die Sage behauptet, daß die Kinder der alten Pfalzgrafen alle in dieser schwimmenden Burg geboren werden mußten, und vor zweihundert und funfzig Jahren soll eine dieser Fürstinnen dies wunderliche Gesetz zum letzten Male befolgt haben. Wie es möglich war, daß nur eine von ihnen die Schrecken dieses Aufenthalts in einer solchen Lage überlebte, begreife ich nicht. Die niedrigen gewölbten Zimmer gleichen einem Gefängniß, zu welchem nur spärlich das Licht des Tages durch die engen Fenster dringt, und das Brausen der ewig diese Mauern rings umtobenden Wellen muß, besonders bei Nacht, fürchterlich seyn.

Hinter Kaub folgen ſich die ſchönſten Felſenpartien in ununterbrochener Reihe; überall ſehen wir maleriſche Ruinen auf der Höhe und lang ſich ausbreitende Städte und Dörfer im Thal, bis plötzlich die Felſen den Strom in eine enge Schluft zuſammen drängen. Brauſend ſtrömen die dunkelgrünen zürnenden Wogen durch düſtere Schatten, einer wunderbar ſich aufthürmenden zackigen Felſenklippe vorüber, die der Lurlei-Berg heißt. Jeden Ruf der Vorüberſchiffenden wiederholt hier ein fünffaches Echo, das von der Mitte des Stroms aus am deutlichſten vernommen wird. Sie können daher leicht denken, welch ein Geſchrei die Schiffer hier immer erheben. Ich wollte lieber, wir hätten ein paar Waldhörner in unſerm Nachen gehabt, als dieſe unbändigen Schreier.

Am Ende dieſes ſchauerlich wilden Thals tobt der Rhein wieder mächtig über Klippen hin, und unſer Nachen ſchwankte ärger, als je zuvor, dann aber kamen wir plötzlich an einen weiten ſtillen See, wo uns eine der ſchönſten Anſichten des Rheinthals erfreute. Am linken Ufer bildet das freundliche Städt-

chen Sankt Goar einen weiten Halbkreis; am rechten, ihm gegenüber, liegt das Dörfchen Goarshausen am Fuße köstlicher Rebenhügel. Hoch über der Stadt thronen die Trümmer der Festung Rheinfels, welche im Revaluzionskriege gesprengt ward; über Goarshausen eine alte zerstörte Burg, und seitwärts, etwas entfernter, sind noch die Ruinen zweier andern Burgen sichtbar. Ich kann Ihnen die erhabene Schönheit dieser Gegend nicht beschreiben, die jetzt beim Untergang der Sonne rosig-funkelnd vor uns lag; unmöglich war es mir, von ihrem Anblick zu scheiden, ehe der letzte Schein des Abendroths an den alten Burgen verglühte. Selbst da noch blieb ich am Fenster meines freundlichen Zimmers, und sah den zitternden Lichtern zu, welche die Lämpchen in den Hütten von Goarshausen über den Strom streuten, und dem Funkeln der Sterngebilde des nächtlichen Himmels in Westen. Jetzt ist auch das letzte Lämpchen in den Hütten verloschen, ihre müden Bewohner schlafen, kein Laut tönt mehr herüber, nur die Sterne funkeln noch, und die Wellen plätschern ihr eintöniges ewiges Lied.

Thal Ehrenbreitstein, 23. Sept.

Heute Morgen bestieg ich den Berg, auf welchem die vor etwa zwanzig Jahren gesprengte Festung Rheinfels liegt, deren Trümmer weit pittoresker sind, als man es nach dieser kurzen Zeit ihrer Zerstörung erwarten sollte. Ich ergötzte mich an der herrlichen Aussicht auf den Rhein und in die kleinen grünen Thäler zwischen den benachbarten Felsen, und nahm dann das freundliche Sankt Goar selbst ein wenig in Augenschein. Es war eben ein Festtag und alle Einwohner im sonntäglichen Schmuck. Nie in meinem Leben sah ich so viel wunderschöne junge Frauen und Mädchen, als hier; ich glaube, daß im ganzen Ort keine einzige recht häßliche zu finden ist. Eins dieser Mädchen, mit einem Gesicht, wie Raphael sie seinen Madonnen giebt, trat mir aus einem Laden neben unserm Gasthofe entgegen, und blendete mich wirklich durch ihre auffallende Schönheit, die der anmuthige Kopfputz der Bürgermädchen in diesen Gegenden noch erhöhte. Sie tragen ein kleines enganschließendes goldnes Mützchen, welches den Hinterkopf kaum bedeckt, und dem glattgescheitelten

oder gelockten Haar über der Stirne und um die blühenden Wangen freien Spielraum läßt. Im Nacken quellen die langen, zierlich geflochtenen Zöpfe unter dem Häubchen hervor und werden dort, in einen griechischen Knoten geschlungen, mit einer goldenen breiten Nadel befestigt. Man kann nichts hübscheres sehen, als diesen wahrscheinlich sehr alten Kopfputz, den in früheren Zeiten vielleicht nur Fürstinnen trugen.

Handel und Gewerbe machen die Einwohner von Sankt Goar wohlhabend; anders ist es mit dem dieser Stadt gegenüber liegenden Dörfchen Sankt Goarshausen. Mit wahrem Schmerz erfuhr ich heute, daß die Lampen, deren Schein mich gestern erfreute, nur das Elend und den Jammer der ärmsten Menschen in dieser ganzen Gegend beleuchten. Sie haben zu ihrer Erhaltung nichts als den Wein, welchen sie mit unsäglicher Mühe auf den sie eng umschließenden Bergen bauen, und dieser ist seit einigen Jahren völlig mißrathen. Um nun für den Augenblick Brod zu erhalten, sahen sie sich gezwungen, den Ertrag künftiger Aerndten auf mehrere Jahre hinaus für we-

nige Gulden an unbarmherzige Wucherer zu verkaufen. Dieſe durchziehen hier immer das Land, auf ſolche Spekulazionen bedacht, und werden reich dabei, während die Armen verhungern. Selbſt Gottes reichſter Segen in kommenden Jahren kann dieſen Unglücklichen kaum mehr helfen, weil ſie in die Hände von Menſchen gefallen ſind, die weder Recht noch Erbarmen kennen.

Nachmittags ſchifften wir uns wieder ein, um den Abend Koblenz zu erreichen. Der Ruine gegenüber, die über Sankt Goarshauſen ſich erhebt, und die Katze heißt, liegt auf der nämlichen Seite des Rheins eine andere, ſehr ſchöne alte Burg, auf einem hohen Felſen, die Thurmburg. Sie wird aber im Gegenſatz mit der Katze gewöhnlich die Maus genannt. Ein hübſcher kleiner Ort mit einem ſehr ſchönen alten Thurm ſchmiegt ſich um den Fuß dieſes Felſen; überhaupt wird die Gegend hier freundlicher und offner; Wieſen und Gärtchen finden Raum, ſich am Ufer auszubreiten, hier, wo der Strom um eine

große grüne Insel einen weiten silbernen Bogen zieht. Malerische Ruinen krönen immerfort die Gipfel der hohen Felsen; die schönsten sind die beiden nahe an einander liegenden Burgen Liebenstein und Sternfels. Man nennt diese auch die „Brüder," und die Sage erzählt von einer blutigen Fehde zwischen zwei Brüdern, die in grauer Vorzeit diese Burgen bewohnten, in welcher einer von ihnen den Tod fand. Weiterhin bildet der Rhein wieder einen großen See, den die mit Reben bepflanzten Felsen ringsum dermaßen einzuschließen scheinen, daß man keinen Ausgang gewahr wird. Grau und düster breitet sich die alte Stadt Boppart an seinen Ufern aus, auf der Höhe und im Thal blicken Thürme ehemaliger Klöster aus üppigem Grün hervor, und das reiche Land umher prangt mit allem Segen der Natur.

Gleich hinter diesem See wendet sich der Rhein plötzlich, als wolle er wieder zurück, aber ein mächtig vortretender Fels zwingt ihn bald wieder vorwärts. So geht es in ewiger Abwechselung fort, und die ganze Gegend, durch welche wir heute kamen, gleicht der gestrigen an mannigfaltiger erhabner Schönheit.

Der Strom trug uns bald durch enge dunkle Thäler, bald lachenden Fluren vorüber, auch vielen Städten und Dörfern, zerstörten Klöstern und Burgen, bis wir der Mündung der Lahn uns näherten, die aus einem engen Felsenthal bei Niederlahnstein sich in den Rhein ergießt.

Jetzt überblickten wir mit einem Male das weite herrliche Thal, in welchem Koblenz hart am Ufer des Rheins liegt. Gegenüber am andern Ufer erheben sich auf einem hohen schroffen Felsen die kolossalen Trümmer der Festung Ehrenbreitstein, an dessen Fuß Thal-Ehrenbreitstein, einer kleinen Stadt ähnlich, sich ebenfalls dicht am Wasser hinzieht. Ueber Koblenz thronen auf einer bedeutenden Anhöhe die Ueberreste eines ehemaligen Karthäuser Klosters. Die reiche, mit ionischen Säulen geschmückte Fasade des dicht am Wasser erbauten neuen Schlosses spiegelt sich in den vorübereilenden Wellen. Leider ist diese ehemals prächtige Residenz der Kurfürsten von Trier von den Franzosen im Innern auf alle Weise zerstört. Weiterhin verliert sich der Blick auf der breiten silbernen Fläche des Rheins, welchen dicht hinter Koblenz

die Moſel aufnimmt. Dörfer und Gärten und Weinberge kränzen die Ufer, ſo weit das Auge reicht, bis zu den blauen Bergen, die bei Andernach und fernerhin den Rhein umgeben. Entzückt über den herrlichen Anblick dieſer wunderbar reichen Landſchaft wanden wir uns durch alle die Nachen und Schiffe, die hier den Strom beleben, und landeten an dem ſehr vorzüglichen Gaſthofe zum weißen Roß, in Thal-Ehrenbreitſtein. Nur der hier ſehr breite Rhein trennt uns von Koblenz. Die fliegende Brücke, welche dicht unter unſerm Fenſter immerfort hinüber und herüber geht, macht uns dieſe Kluft als ſolche kaum merklich, und gewährt uns obendrein ein höchſt lebendiges, immer wechſelndes Schauſpiel. Es iſt unglaublich, was alles auf dieſer, einer ſchwimmenden Inſel ähnlichen Brücke Platz findet, wie viele Pferde und Wagen. Dennoch bleibt noch Raum zum Hin- und Herſpazieren und zum Sitzen auf den Seitenbänken. Obſtverkäuferinnen haben ihren Handelstiſch auf der Brücke aufgeſchlagen; eine Kajüte bietet Schutz beim Regenwetter. Dieſe Brücke iſt wirklich eine kleine Welt, auf der es mitunter

eben ſo bunt und luſtig hergeht, als auf der großen.

So wäre denn mein lang' gehegter Wunſch erfüllt, ich habe den ſchönſten Theil des Rheinthals geſehen. Den Gedanken, bis Kölln zu gehen, gebe ich auf; das ewig wechſelnde Wetter und die Kürze der Tage beſtimmen mich, dieſen Genuß zu verſchieben, bis uns etwa ein Komet wieder einmal einen wirklichen Sommer beſcheert. Freilich verliere ich viel, die Gegend von Koblenz bis Bonn wird allgemein geprieſen, und auch das alte Kölln mit ſeinen Kunſtſchätzen zieht mich mächtig an. Wenn ich alle die vielen Gegenſtände mir ins Gedächtniß zurückrufe, die in den letzten Tagen an mir vorüberſchwebten, ſo dünken ſie mir faſt wie Traumgebilde. Nicht nur Tage oder Wochen, Monate wenigſtens müßte man auf der Rheinreiſe zubringen, um ein vollkommnes Bild von ihr mit heim zu nehmen.

Von Mainz bis Bingen gleicht die Gegend einer wunderlieblichen Idylle, voll Anmuth und ländlicher Schönheit. Auch möchte ich dieſen Theil der Reiſe

der fröhlichen Jugend vergleichen, die unter Scherz und Lachen vorüberzieht. Von Bingen bis Koblenz hingegen gleicht alles einer ernsten wehmüthigen Elegie, die über längst versunkenen Gräbern melodische Klagen aushaucht. Oder soll ich diese Gegend, meinem zweiten Bilde folgend, dem spätern ernsteren Alter vergleichen? dann wäre Koblenz das Paradies, das uns am Ende erwartet. Und dies ist es gewissermaßen auch, denn es vereint alles auf einen Punkt, was auf dem Wege bis dahin entzückte, und jeder findet gerade das hier wieder, was dort vor allem andern ihn erfreute; Fels und Thal, Wald, Reben, Gärten, freundliche Dörfer, eine große lebensreiche Stadt, und ehrwürdige Trümmer der Vorzeit, am Ufer des schönsten Stroms wie hingezaubert, so daß man alle diese mannigfaltigen Gegenstände mit einem Blicke übersehen kann. Bei alle dem gebe ich doch Bingen den Vorzug, wenn es darauf ankäme, längere Zeit in diesen Gegenden zu verweilen, um aller ihrer Schönheit recht froh zu werden. Ich bin sogar meinem lieben Weinheim um Bingens willen untreu geworden und habe mein Lustschloß einstweilen

hieher verlegt. Der Ort liegt ſo recht im Mittelpunkt zwiſchen der Idylle und der Elegie, dem Alter und der Jugend. Vergleichen Sie ihn mir nur aber deshalb nicht mit den ſogenannten beſten Jahren, die wahrlich bei weitem nicht die beſten ſind.

Von Bingen aus kann ich in einem halben Tage in Mainz oder Koblenz ſeyn, und wie viel herrliches liegt noch in dem Nahe-Thal und der ganzen Gegend umher verborgen, deſſen Daſeyn ich auf dieſem Durchfluge nur ahnen konnte! Die Stadt, ſo klein ſie iſt, bietet alles, was man zum Leben braucht; das täglich ankommende Poſtſchiff bringt Mannigfaltigkeit und vielleicht manches unverhoffte Wiederſehen alter Freunde und Bekannten. Selbſt in geſelliger Hinſicht glaube ich, daß die Stadt und die Umgegend viele Bewohner zählt, mit denen ſich leicht und bald ein ungezwungner erfreulicher Verkehr anknüpfen ließe.

Thal: Ehrenbreitſtein, 25 Sept.

Koblenz iſt eine bedeutend große Stadt, die aber noch größer ſcheint, als ſie iſt, weil ſie ſich auf der Erdzunge lang und ſchmal hindehnt, an deren Spitze der Rhein und die Moſel zuſammenſtrömen. Der Anblick der Gegend von der ſchönen ſteinernen Moſelbrücke am Ende der Stadt iſt bezaubernd ſchön. Nicht weit von dieſer Brücke liegt hart am Rhein die ſehr alte Caſtorkirche, die ſchon beim Hereinſchiffen uns durch ihre einfache edle Bauart anzog. Wir haben ihr jetzt einen Beſuch gemacht und uns an dem hohen, von ſchönen korinthiſchen Säulen getragenen kühnen Gewölbe erfreut. Schade, daß der gutgemeinte letzte Wille eines reichen Bürgers von Koblenz ihrer Außenſeite das alterthümliche ehrwürdige Anſehen raubte, indem er eine bedeutende Summe beſtimmte, um ſie und ihren ſehr ſchönen Thurm recht bunt und wunderlich neu anſtreichen zu laſſen. Nahe an dieſer Kirche ſah ich auch mit großem Vergnügen den bekannten Brunnen mit der groß-prahleriſchen Inſchrift von Bonaparte und darunter das vu et approuvé eines ruſſiſchen Generals. Nie hat wohl

jemand einen glücklichern witzigen Einfall gehabt, als dieſen; halb Europa muß ſich noch in vielen kommenden Generationen daran ergötzen, und die Weltgeſchichte ſelbſt darf ihn nicht ſinken laſſen.

Die Straßen in Koblenz ſind größtentheils ſchmal und haben hohe Häuſer; doch giebt es hier einige große, mit Lindenbäumen beſetzte Plätze, an denen es ſich recht angenehm wohnen muß. Das ewig mit Regen drohende Wetter verhindert uns manches zu ſehen, was wohl unſrer Aufmerkſamkeit werth wäre. Aber wir müſſen jede ſonnige Stunde benutzen, um die Umgegend zu genießen, und deshalb den Anblick manches Kunſtwerks aufopfern, das hier in Privatſammlungen ſich befindet. Oeffentliche Sammlungen giebt es in Koblenz nicht.

Die Einwohner könnte man in zwei Klaſſen theilen, in wirkliche Koblenzer und in Fremde, welche von der gegenwärtigen Lage der Zeiten aus allen übrigen Theilen Deutſchlands herbei gezogen wurden und hier leben. Beide ſcheinen mit einander nur in den nothwendigſten Berührungspunkten zu ſtehen. Koblenz ward ſchon beim Anfange der franzöſiſchen Re-

voluzion, alſo ſeit beinahe dreißig Jahren, der Sammelpunkt der aus Frankreich Ausgewanderten, und blieb nachher fortwährend in franzöſiſchen Händen. Kein Wunder daher, daß die jetzige Generazion ſich eben ſo wenig, als die Mainzer, ſogleich in die neue Ordnung der Dinge zu finden weiß. Man muß ihr Zeit laſſen, ſich auch an das Beſſere zu gewöhnen; jetzt ſieht noch alles ziemlich franzöſiſch hier aus, wie in Mainz, nur fröhlicher ſcheinen mir im Ganzen die Leute zu ſeyn und auch ſchöner. Sie glauben es nicht, wie viel hübſchen Mädchen und Frauen man täglich nur allein auf der fliegenden Brücke begegnen kann.

Eine Hauptfreude ſowohl der ächten Koblenzer, als der hier wohnenden Fremden-Familien gewähren die vielen Gärten in den nahen wunderſchönen Umgebungen der Stadt. Der Weg nach der Karthauſe führt Anfangs zwiſchen lauter ſolchen Gärten hin, aus denen allen wir fröhliche Stimmen lachen und ſprechen und ſingen hörten, bis der Berg dicht vor uns lag, den wir zu beſteigen hatten. Oben iſt wenig mehr von der alten Karthauſe zu ſehen, nur n[illegible]

die in der Nähe ſehr unſchönen Trümmer einiger neuern Gebäude ſtehen auf der Höhe, aber die Ausſicht auf den gegenüber liegenden Felſen Ehrenbreitſtein, auf die Stadt, die Lahn, den Rhein, die Moſel und das ganze herrliche Thal von Niederlahnſtein bis zu den Felſen bei Andernach, iſt eine der ſchönſten in der Welt.

Den Ehrenbreitſtein ſelbſt können wir leider nicht beſteigen. Viele hundert Arbeiter ſind immerwährend bemüht, die Feſtung wieder herzuſtellen, daher darf niemand ohne beſondre Erlaubniß hinauf. Dieſe zu erhalten, würde mir nicht ſchwer werden, aber die nähern Wege, welche hinaufführen, ſind durch die ſtets hinabrollenden Felsſtücke gefährlich, ſo daß niemand ſie zu betreten wagt, während oben gearbeitet wird. Den weitern gefahrloſern Weg aber hat der viele Regen unwegſam gemacht. Die Ausſicht von dem Gipfel der Felſen ſoll eine der reichſten und ausgebreitetſten ſeyn, die es giebt.

Aber das überaus anmuthige Pfaffendorf, dicht am Rhein, habe ich beſucht. Es iſt das Lieblingsziel der Spaziergänger von Koblenz, die, beſonders

an jedem ſchönen Sonntage, zu Waſſer und zu Lande ſchaarenweiſe hinziehen, um ſich in den Weingärten dicht am Strom zu ergötzen. Die ſchönſte Zier des freundlichen Dörfchens iſt der Garten des Kanonikus Umbſcheiden. Zwiſchen Reben, Blumen und Bäumen aller Art wandelten wir hier von einer Terraſſe zur andern, immer höher und höher bis zum Gipfel des Hügels, an dem er liegt. Ein einfaches Gartenhäuschen gewährte hier, im Purpurglanze der eben ſinkenden Sonne, einen Ueberblick der ganzen himmliſchen Gegend viele Meilen weit umher. Es war ein Schauſpiel, das ich nie vergeſſen werde.

Außer dieſem Gartenhäuschen bietet der ziemlich weitläuftige Garten noch viele höchſt reizende Anſichten und iſt voll angenehmer einzelner Parthien. Ich ſah hier unter andern die größte ſchönſte Trauerweide, ſo vielleicht in Deutſchland zu finden iſt. Von allen Seiten ſenkt der ſchöne hohe Baum ſeine ſchlanken Zweige bis zur Erde nieder, und bildet ein dichtes grünes Zelt, unter welchem wohl zwanzig Perſonen Raum finden könnten. Vom Golde der Abendſonne durchfunkelt, glänzte das dichte hellgrüne Laub

in einem überirdiſchen Glanze, wie ihn kein reicher perſiſcher Teppich nachahmen kann.

Morgen ſchiffen wir noch nach Neuwied, dann kehre ich zu Lande zurück, weil ich überhaupt ungern gegen den Strom ſchwimme.

Neuwied, 26. Sept.

Ich Weltkind habe nun einen ganzen Tag unter den frommen Brüdern und Schweſtern der Herrnhuter Gemeine zugebracht und denke auch die Nacht in ihrem Schutz recht ſanft zu ruhen, denn ich habe mich in dem zur Gemeine gehörenden Gaſthofe einquartiert. Neuwied iſt übrigens der toleranteſte Ort in der Welt; Juden, Mennoniten, Katholiken, Proteſtanten, alle dienen hier Gott in ihrem eignen Tempel auf die Weiſe, die ſie für die beſte halten. Ich glaube ſogar, daß man den Türken nicht verwehren würde, ſich hier eine Moſchee zu erbauen. Doch um alle dieſe Bewohner Neuwieds habe ich mich weiter nicht bekümmert, denn nur die ſchöne Lage des

sehr hübschen freundlichen Orts und der Wunsch, eine Herrnhuter Gemeine recht in der Nähe zu sehen, zogen mich her.

Die etwas über zwei Stunden lange Fahrt auf dem Rhein, von Koblenz bis Neuwied, gewährte uns eine nähere Ansicht der Gegend, die uns schon oft von Koblenz aus entzückte. Hier ist alles lachend und freundlich, keine Spur der wilden romantischen Pracht zwischen Bingen und Koblenz; die hohen Felsen bei Andernach und weiterhin stehen wie wachehaltende Riesen in der Ferne, in der Nähe kränzen Rebenhügel und Gärten die Ufer. Der Rhein umflutet eine freundlich angebaute Insel, auf welcher ein Nonnenkloster im Schatten schöner Bäume steht. Mehrere andere Klöster, Dörfer und Flecken schimmern überall am Ufer aus dem Grün der Bäume und Reben. Wendet man den Blick rückwärts, so sieht man Koblenz vom Rhein und der Mosel umarmt, und den stolzen Ehrenbreitstein hoch und kühn sich erheben.

Neuwied selbst macht gleich beim Landen einen sehr freundlichen Eindruck mit seinen breiten reinli-

chen Straßen und den netten zierlichen Häusern. Auch im Gasthofe der Brüdergemeine gefiel uns der höflich treuherzige Empfang unsrer Wirthin und die große Sauberkeit des anständig, wenn gleich ländlich eingerichteten Hauses. Die nächste Umgegend des Ortes ist ziemlich flach, aber dennoch sehr angenehm durch die Nähe des Stroms und die Ansicht der Felsenparthien rings umher.

Da Sie mehrere Herrnhuter Kolonien kennen, so wissen Sie, daß in allen die unverheirathten Männer, die Mädchen, die Wittwen, einzig mit ihres Gleichen in großen, besonders dazu eingerichteten Gebäuden leben; daß alle, die zu einer dieser Klassen gehören, gemeinschaftlich essen, beten, arbeiten, in großen Sälen schlafen, und so, von der ganzen Welt getrennt, ihr stilles einförmiges Daseyn von einem Tage zum andern hinbringen, ohne selbst mit ihren übrigen Glaubensgenossen in nähere Verhältnisse zu kommen.

Ein glücklicher Zufall hatte uns in Koblenz die Bekanntschaft eines der angesehensten Mitglieder der Neuwieder Gemeine verschafft, daher mangelte es

uns auch hier nicht an einem geiſtreichen ſachkundigen Führer. Von ihm begleitet, eilten wir nur flüchtig durch das Brüderhaus, um im Schweſternhauſe etwas länger zu verweilen. Doch zogen uns auch im erſtern der Fleiß und die Geſchicklichkeit an, mit denen dort unendlich viel nothwendige und bequeme Erforderniſſe des Lebens verfertigt werden; vor allen die Arbeiten der Schreiner und Ebeniſten wegen ihrer großen Vollendung bis in die kleinſten Theile derſelben, und wegen der geſchmackvollen Form. In beider Hinſicht werden ſie kaum von den Engländern übertroffen.

Im Schweſternhauſe bewunderten wir die ſchönen Stickereien und andere feine weibliche Arbeiten, mit denen ſowohl die Schweſtern, als ihre jungen Zöglinge ſich emſig beſchäftigen, um uns Weltkinder damit zu ſchmücken, denn ſie ſelbſt tragen dergleichen nie.

Die Gemeine verbindet mit ihrer innern Einrichtung auch zwei große Erziehungsanſtalten für Söhne und Töchter, ſelbſt anderer Religionen.

Wie ich höre, empfangen hier die Knaben recht gründlichen Unterricht in alten Sprachen und allen vorbereitenden Schulwissenschaften. Die Mädchen erhalten eine zu stiller Thätigkeit und Häuslichkeit stimmende Erziehung. Alle werden mit Liebe und zweckmäßigem Ernste behandelt, müssen sich aber in die Einrichtung der Kolonie streng fügen, so lange sie in ihr leben. Daher erlaubt man ihnen auch während ihres Aufenthalts in Neuwied nie einen Besuch bei ihren Aeltern oder Verwandten, obgleich diesen recht gern verstattet wird, zu den Kindern zu kommen.

Die vielen am Stickrahmen beschäftigten, größtentheils sehr jungen Mädchen sehen allerliebst aus. Zum Unterschied von den Schwestern tragen die Zöglinge zierlich gestickte Häubchen von etwas weltlicher Form mit einer blaßrothen Schleife unter dem Kinn zugebunden, denn hier verstattet die strenge Sitte keinem Lockenköpfchen, sich unverhüllt zu zeigen. Manches blitzende Auge schien mir zwar etwas sehnsüchtig über die Stickerei hinweg in die ferne bunte Welt zu blicken; doch waren alle ganz heiter bei ihrer emsigen Arbeit.

Die kleinen leinwandnen Hauben der Schwestern gefallen mir nicht, alle sind von einer Form, verbergen fast gänzlich das Haar und entstellen wirklich manches hübsche Gesicht. Die Wittwen binden sie mit einem weißen Bande zu, die Frauen mit einem blauen und die Mädchen mit einem rothen. Die ältern unter diesen tragen hochrothes Band, und nur der blühenden Jugend wird die schöne Rosenfarbe verstattet. Ich denke es mir doch als einen traurigen Moment, in welchem das letzte Rosa-Band abgetrennt wird und das inkarnate an dessen Stelle tritt. Wir in der Welt thun diesen Schritt auch, und bei Zeiten, wenn wir vernünftig sind, aber doch nicht so plötzlich, sondern nach und nach, so daß wir ihn selbst kaum bemerken.

Noch weit weniger als die Hauben gefallen mir die Schlafsäle der Herrnhuterinnen, obgleich die Luft darin so rein als möglich ist. Achtzig schneeweiße Betten, in langen Reihen neben und hinter einander dicht zusammen gestellt, gewähren darin einen sonderbaren, aber durchaus nicht behäglichen Anblick. In der Mitte des hohen, weiß getünchten

Saals hängt eine große Glocke von der Decke herab, auf deren ersten Ton alles zu Bette gehen und wieder aufstehen muß, um einem neuen Tage entgegen zu gehen, der nichts anderes bringt, als was der gestrige brachte.

So geht hier alles nach bestimmten Regeln und Gesetzen, in die jeder ohne Ausnahme sich fügen muß, und die denn doch wohl am Ende den Untergang aller Selbstständigkeit herbeiführen, wenigstens bei schwachen Gemüthern.

Dennoch fühlte ich mich auf eigne rührende Weise von der stillen Ruhe dieser Menschen ergriffen, von ihrer Freundlichkeit, ihrer gemessenen Thätigkeit und besonders von dem familienartigen Verhältniß, in welchem alle gegenseitig zu einander zu stehen scheinen. Auch freute mich ihre hohe Reinlichkeit und Ordnungsliebe im Aeußern.

Ich betrachtete aufmerksam alle die vielen Gesichter der Brüder und Schwestern, in deren Nähe ich heut kam. Auf vielen hatte die Zeit tiefe Furchen gezogen, viele schienen früh gealtert; nirgend sah ich Spuren eines fröhlich genossenen Lebens oder mun-

tere Luſt an Scherz und Lachen; aber auch auf keinem Geſicht Spuren herznagenden Grams, wilder ausgetobter Leidenſchaft, oder gar jene verſteinerte Verzweiflung, die ich früher oft in Klöſtern bemerkte. Zwar ſehen die Menſchen hier eben nicht fröhlich aus, aber doch ruhig zufrieden, und ſelbſt die vielen verblühten Mädchen, die unter ihren jüngern Schweſtern herum wandeln, haben bei weitem nicht das abſchreckende Anſehen alter Nonnen. Auch bemerkte ich zu meiner großen Freude kein einziges jener ſüßlich-frommen, ſcheinheiligen Geſichter, die mir im Grund der Seele zuwider ſind.

Die immer rege Thätigkeit der Herrnhuter iſt es wohl hauptſächlich, welche ſie beim gänzlichen Mangel aller Vergnügungen aufrecht erhält. Arbeit und Gebet iſt die ganze Geſchichte ihres Lebens, und das Bewußtſeyn, daß keine von ihnen in Mangel und Elend verſinken kann, verſcheucht jede beängſtende Sorge daraus.

Viele treiben ein der Kunſt ſich näherndes Handwerk. So ſah ich bei einem Uhrmacher Flötenuhren in einer alles übertreffenden Vollkommenheit, von

den ganz großen zum Schmuck für Zimmer und Säle an bis zu den kleinsten in Dosen und Ringen. Ein anderes Mitglied der Gemeine zeigte mir große Mappen voll geistreich und leicht hingezeichneter Abbildungen der schönsten Gegenden und Ruinen am Rhein, die von ihm einzig zu seiner eignen Freude treu nach der Natur kopirt waren, und deren Zahl sich noch täglich mehrt.

So mag denn das Leben hier wohl ganz ruhig und leise weggehen, wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, obgleich ich in meinem weltlichen Sinn nicht begreife, wie man dies anfängt.

Shakespears Worte: „Life is as tedious as a twice told tale, vexing the dull ear of a drowsy man," scheinen mir vor allen auf das Leben eines Herrnhuters passend, daher glaube ich, daß es diesen auch leichter wird, es zu verlassen, als uns Weltkindern, denn alles, was sie von der Zukunft erwarten können, gleicht zu sehr der Vergangenheit, in der viele einander vollkommen ähnliche Tage sich zu Jahren reihten. Warum sollten sie sich also sonderlich sträuben, wenn der letzte erscheint?

ich glaube im Gegentheil, ſie ſterben gern, um doch endlich einmal etwas neues zu erleben.

Von dem Gottesdienſte der Gemeine würde ich gar nichts geſehen haben, wenn es nicht zum Glück einem alten ehrlichen Herrnhuter eingefallen wäre, ſich gerade heute begraben zu laſſen. Die Thaten des guten Mannes beſchränkten ſich während ſeines ganzen ſechs und ſiebenzigjährigen Lebens auf nichts, als auf die Verfertigung von Siegellack und engliſchem Pflaſter, deshalb ſahen wir aber doch die ganze Gemeine ihm zur letzten Ehre zwiſchen den weißen kahlen vier Wänden des hohen Betſaales verſammelt. Der eisgraue Pfarrer ſetzte ſich ganz bequemlich in einen mächtigen Großvaterſtuhl; ſein ziemlich unverſtändlicher, aber gewiß gut gemeinter Vortrag der Lebensgeſchichte des Verſtorbenen machte indeß auf mich keinen ſonderlichen Eindruck, einen deſto tiefern der leiſe harmoniſche Geſang der Gemeine. Dieſer iſt das Rührendſte, Herzergreifendſte, was ich jemals gehört habe, jeder Ton ſpricht mächtig das Gefühl der reinſten Andacht, der demüthigſten Ergebung und Gottesverehrung aus. So hat noch keine Kirchen-

musik mein heiligstes Gefühl erregt, wie dieser einfache Gesang, und wenn sie noch so herrlich vom hohen Dome wiederhallte.

Nach der Begräbnißfeierlichkeit besuchten wir die höchst angenehmen Umgebungen des freundlichen Ortes. In dem großen schönen Schloßgarten erfreute uns besonders die Ansicht der prächtigen Felsen, an deren Fuß gegenüber am Rhein Andernach liegt, auch das sehr hübsche Lustschloß Mon-repos erblickten wir, mäßig entfernt, in einer sehr reizenden Lage.

Den Abend brachten wir im Hause unsers Herrnhuter Gastfreundes am Theetisch zu, wo sich ein kleiner Kreis seiner Freunde gesammelt hatte.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie wunderbar mir diese Gesellschaft geistreicher Menschen an diesem Orte erschien, wo ich in der That nichts ähnliches vermuthet hätte. Wenn ich vor mich hinsah und dem lebhaften Gespräch über Kunst und Literatur theilnehmend folgte, so glaubte ich mich mitten in Weimar und in einem unsrer angenehmsten Zirkel zu seyn; blickte ich auf und sah neben mir die herrnhutischen Gestalten, so meinte ich zu träumen. Besonders

ſchwer ward es mir, die feine Bildung, die Sitte und den geſelligen Ton der Frauen mit ihrer altmodiſchen einfachen Kleidung und dem häßlichen leinenen Häubchen zu vereinen.

Mit einer mir ganz unerwarteten Liberalität erlaubte man mir, meine Meinung über alles, was ich in Neuwied geſehen hatte, zu äußern, und ſuchte ſie hin und wieder zu berichtigen, ſo daß ich zuletzt einſah, es ſey hier, wie überall, viel Gutes neben manchem Mißbrauch zu finden, der wohl hauptſächlich aus der Individualität Einzelner entſteht. Nur über zwei Punkte konnten wir durchaus nicht einig werden, über den unbedingten Gehorſam, mit welchem jeder Herrnhuter ſein Haus, ſein Vaterland verlaſſen muß, um als Miſſionär in die Wüſten Afrika's zu ziehen, wenn ihn die Obern dazu vor allen für tüchtig erklären, und über das Loos, welches hier bei den Heirathen eine ſo entſcheidende Stimme hat. Mit letzterm iſt es zwar nicht ganz ſo arg, wie ich es mir gedacht hatte, aber doch noch immer fürchterlich genug. Denn wenn gleich niemand dadurch zu einer Heirath gezwungen werden kann, ſo vermag es

doch, zwei Menſchen, die ſich lieben, zu trennen, ohne daß andere Hinderniſſe ihrer Verbindung entgegenſtehen. Vergebens wandte man mir ein, daß eine unglückliche Ehe in der Gemeine zu den höchſt ſeltenen, faſt beiſpielloſen Fällen gehört. Das ächte wahre Unglück zeigt ſich nicht an den Straßen, und wer vermag es, in das Innere der Gemüther zu dringen, wo es oft verzehrend wohnt, wenn auch keine Klage es verräth! Auch glaube ich nicht, was behauptet ward, daß die höchſt eingezogene Lebensweiſe der jungen Männer und Mädchen, die faſt gänzliche Unmöglichkeit irgend einer Annäherung von beiden Theilen, jeder leidenſchaftlichen Liebe vorbeuge. So wie ich die Menſchen kenne, muß ich glauben, daß gerade dieſe unüberſteiglichen Hinderniſſe ein Fünkchen Liebe zur höchſten Glut entflammen; kurz, nichts vermag, mich mit dem Gange einer Herrnhuter Liebesgeſchichte zu verſöhnen.

Denken Sie ſich, lieber Freund, Sie wären ein Herrnhuter und liebten ein Mädchen, das Sie freilich nur im Bethauſe geſehen haben. Einen Verſuch, Ihre Auserkohrne zu ſprechen, oder vielleicht gar ſie

mit Ihren Wünſchen bekannt zu machen, dürfen Sie je nicht wagen; bewahre Gott, das wäre ein unverzeihliches Vergehen; nein, Sie wandeln dafür hübſch bedächtig zu den Vorſtehern, und erklären dieſen auf die gelaſſenſte Weiſe von der Welt, wie ſie geſonnen wären zu heirathen, und daß eine chriſtliche Verbindung mit der bewußten jungen Perſon Ihnen als die angemeſſenſte erſcheine. Die Vorſteher forſchen nach dieſer Erklärung, wie es mit Ihrem Vermögen und ſonſtigen Zuſtänden ſich verhalte, und ſchicken Sie darauf einſtweilen wieder nach Hauſe, mit dem Verſprechen, Ihr Anbringen reiflich zu überlegen. Während Sie nun zwiſchen Furcht und Hoffnung bei dem entſcheidendſten Schritt Ihres Lebens ganz paſſiv daſitzen müſſen, ſuchen die Vorſteher die Perſönlichkeit Ihrer Geliebten und deren übrige Verhältniſſe zu erkunden; überlegen bedächtig, ob eine Verbindung zwiſchen Ihnen und ihr zu beider Heil wünſchenswerth wäre, und wenn ſie darüber einig ſind, tragen ſie zuletzt dem Heiland dieſe Angelegenheit im Gebet zur endlichen Entſcheidung vor. Nach dieſem wird das Loos geworfen, ein wahres Gottesurtheil,

fällt es verneinend, so wird Ihnen ihr unabwendbares Schicksal verkündet. Sie müssen sich darein fügen, oder werden als ein Widerspenstiger aus der Gemeine verstoßen. Im Fall aber, daß das Loos mit Ihrem Wunsch übereinstimmt, erfahren zuerst die Aeltern des Mädchens Ihren Antrag, und wenn diese nichts dagegen haben, wird dem Mädchen erst der Wille des Herrn verkündet, darauf mit Erlaubniß der Aeltern eine Zusammenkunft zwischen ihnen beiden veranstaltet, und das übrige findet sich hernach, wie in der übrigen Welt. Ein Glück ist es nur noch, daß den Mädchen erlaubt ist, dem Willen des Heilandes in diesem Fall nicht immer Folge zu leisten. Sie dürfen Nein sagen, und immer wieder Nein bei allen folgenden Anwerbungen, ohne deshalb zum inkarnaten Bande auf Lebenszeit verurtheilt zu werden, und es abwarten, ob nicht endlich einer kommt, den sie lieben zu können glauben.

Koblenz, 27. Sept.

Wir fuhren heut früh von Neuwied zu Lande hieher zurück. Ein kleiner unbedeutender Umweg führte uns nach Friedrichsberg, einem Ort, wo ich zwar kein Luftschloß, aber doch einen Luftpavillon einstweilen erbaute, und dabei Sie recht herzlich zu uns wünschte.

Friedrichsberg ist der Landsitz des Grafen von Boos. Wir stiegen an der Thür des Parks aus und gelangten durch mannigfaltige Windungen sehr anmuthiger Laubgänge auf die Anhöhe, wo nun einstweilen mein Luftpavillon neben einem recht hübschen tempelartigen Sommerhause gegründet ist.

Mit einem Blick übersah ich dort oben den reichen Schauplatz des bunten regungsvollen Lebens, die mit Städten und Dörfern besäeten Ufer des Rheins viele Meilen weit hinaus; dazu ein tief verborgnes stilles Thal, einsam und grün wie eine Laube, und dicht vor mir, auf einem Felsen das ernste Denkmahl längst versunkner Größe und Pracht in den malerischen Trümmern einer Burg, das Stammhaus der am Rhein ehemals mächtigen Grafen von Sayn; alles

dies vom nämlichen Standpunkt aus. Ich brauchte kaum den Kopf ein wenig zu wenden, so lagen die Gegenwart, die Vergangenheit und die einsamste Abgeschiedenheit vor mir da.

Von hier führte uns der Weg immerfort dicht am Rheine hin; die Kunststraße ist schön, aber Felsen engen sie ein, und der Blick in den tief unten wogenden Strom ist deshalb grausenerregend, so herrlich auch die Natur rings umher prangt. Beinah überall in diesen Gegenden ist mir der fast gänzliche Mangel der Brustwehren an den Straßen aufgefallen, obgleich man auf diesen oft an Abgründen hinrollen muß, wo ohne sie jeder doch mögliche Unfall an Wagen und Pferden die augenscheinlichste Gefahr bringt.

Mannheim, 4. Oct.

Hier bin ich nun am letzten Ziel meiner Reise angelangt, von dem ich in wenigen Wochen heimzukehren gedenke. Wir fuhren zu Lande von Koblenz nach Mainz zurück, wo wir unsern Wagen während der Rheinreise hatten stehen lassen. Leider war der Tag unsrer Abreise sehr trübe und regnig, nur zuweilen belebten einige Sonnenblicke die unaussprechlich herrliche Gegend, und gaben uns eine Ahnung von dem, was diese Fahrt an einem schönen Tage seyn muß.

Der Weg führt, längs dem linken Rheinufer, durch alle die Orte, denen wir an dieser Seite vorübergeschifft waren, und es wird mir schwer, zu entscheiden, ob ich diese Fahrt zu Wasser oder zu Lande vorzüglicher finde. Allen den vielen am linken Ufer liegenden Städten und Dörfern, allen den Burgen, Klöstern und Kirchen kamen wir jetzt ganz nahe vorüber. Der Rhein und dessen rechtes Ufer blieben uns immerwährend im Gesicht. Von einem höhern Standpunkt, als auf dem Wasser, zeigten sich die Gegenstände jenseit des Stroms nicht minder male-

riſch und ſchön. Auch waren wir zu Lande den Bewohnern dieſer Gegenden näher, deren naiv-treuherziges Weſen und Sprache für mich viel anziehendes haben.

Die Kunſtſtraße war durch den vielen Regen verdorben; an einigen Stellen iſt ſie ſo ſchmal, daß die uns begegnenden Frachtwagen mir manche Herzensangſt erregten. Die Nacht blieben wir in Bacharach. Mit großer Freude erblickte ich am andern Morgen aus einem Fenſter des Gaſthofes die ſchöne Ruine der Kirche hoch über der Stadt, welche mir ſchon vom Waſſer aus ſo wunderbar entgegen geleuchtet hatte. Sie funkelte jetzt im hellen Strahl der Morgenſonne, aber leider waren alle Pfade ſo naß und ſchlüpfrig geworden, daß ich nicht zu ihr hinauf ſteigen konnte. In Mainz ruhten wir aus und eilten dann ſo ſchnell als möglich durch die uns ſchon bekannten Gegenden, die uns, nach allem, was wir in den letzten Tagen geſehen hatten, noch reizloſer erſchienen, als das erſte Mal.

Mannheim, 15. Oct.

Alle Welt iſt darüber einig, daß Mannheim eine ſehr ſchöne, große, durchaus regelmäßig erbaute Stadt ſey. Weil ſich aber immer Leute finden, denen der Honig zu ſüß, die Roſe zu duftend, die Sonne zu warm iſt, kurz, die überall Fehler aufſpüren, und ſollten ſie auch nur in der zu großen Vollkommenheit des zu tadelnden Gegenſtandes ſie ſuchen; ſo wird auch hin und wieder behauptet, dieſe Stadt ſey zu regelmäßig und werde dadurch langweilig.

Ich bin nicht dieſer Meinung. Mich freut der Anblick der ſchnurgeraden breiten Straßen, die alle in beſtimmter Entfernung einander durchkreuzen, und die Stadt in lauter regelmäßige Vierecke eintheilen; ich wandle gern auf den bequemen Fußpfaden, längs den zum Theil ſehr ſchönen großen Häuſern, die bei aller vorherrſchenden Symmetrie doch nicht ermüdend gleichförmig erbaut ſind, ſondern ſich gar wohl von einander unterſcheiden laſſen.

Faſt keine einzige der Straßen hat hier einen beſtimmten eignen Namen, wie in andern Städten.

Die Nummer des Quadrats und die Nähe irgend eines bekannten Gebäudes ſind der einzige Leitfaden auf dem Wege zu dem Orte, wohin man will; deshalb wird es beſonders dem Fremden nicht leicht, ſich hier zurecht zu finden. Dennoch iſt dies minder ſchwer, als man auf den erſten Anblick es glauben ſollte, wenn man nur auf die Richtung achtet, in welcher das Schloß, das Theater, oder irgend eine Kirche mit dem uns vorgeſteckten Ziele liegen. Auf dieſe Weiſe verirre ich mich hier faſt nie, oder doch nur um wenige Schritte, weil ich gewiß bin, daß die Straße, die ich links einſchlage, mich nicht am Ende etwa unverſehens rechts führt, was in andern, weniger regelmäßig gebauten Städten oft genug geſchieht.

Nur etwas mehr Leben möchte ich herwünſchen, denn die Stadt iſt zu groß für etwa achtzehn tauſend Einwohner, die jetzt in Mannheim leben, und die größten Straßen und Plätze haben daher ein etwas verödetes Anſehen. Man findet hier überall wenig Spuren von Handel und Gewerbe, dafür aber entſchädigen, mich wenigſtens, die Stille und Ruhe

um mich her. Ich möchte fast sagen, Mannheim sieht vornehm aus, so, als ob nur Leute darin wohnen, die ohne eigentliche andere Bestimmung ihre Renten angenehm und bequemlich verzehren. Alle Welt hat hier Zeit zu Allem, an emsiges Laufen, Drängen, Stoßen und Treiben denkt niemand, deshalb ist es mir hier auch recht behäglich zu Muthe, und es scheint, als ob es den Andern, die hier leben, auch so wäre. Spuren drückender Armuth sind mir, bis jetzt wenigstens, hier nicht sichtbar geworden, und Alles hat ein zufriednes Ansehen.

Eine lange, mit Lindenbäumen besetzte Straße durchschneidet Mannheim der Breite nach, und theilt es in zwei, vielleicht etwas ungleiche Theile. Diese Straße heißt die Planken; ihr jenseits wohnt die ärmere, von ihrer Hände-Arbeit sich nährende Klasse der Einwohner; auch sind die Häuser weit kleiner und unansehnlicher. Im schönern Theile der Stadt, nach dem Schlosse zu, wohnen die reicheren Familien. Hier steht auch das Kaufhaus, ein großes schönes Gebäude. Auf Säulen ruhende Arkaden umgeben es, unter denen eine Menge glänzender und nützli

cher Dinge in Magazinen feil gehalten werden. Mehrere Kirchen, große, Palläſten ähnliche Wohnungen adliger Familien vom erſten Range, auch das Schauſpielhaus und andere öffentliche und Privatgebäude ſchmücken dieſen Theil der Stadt durch edlen Styl der Bauart, durch Pracht und Eleganz. Am impoſanteſten aber erſcheint das nahe am Rhein erbaute Schloß, dieſe leider jetzt verödete, ehemals prächtige Reſidenz der Kurfürſten, und gewährt einen wahrhaft großen Anblick, beſonders von der Gartenſeite. Der weſtliche Flügel trägt leider noch Spuren der während der Belagerung Mannheims erlittenen Zerſtörung, die aber dennoch dem grandioſen Effekt des Ganzen wenig Schaden thun, da ſie nur in der Nähe recht ſichtbar werden.

Der ſchöne, zur öffentlichen Promenade dienende Schloßgarten erſtreckt ſich bis dicht an den hier ſehr breiten Rhein. Auch in ihm haben Ueberſchwemmungen gewüthet, herrliche Baumgruppen, ſchöne Grasplätze ſtehen noch unter Waſſer und ſinken allmählich zum gänzlichen Untergang hin. Der Anblick iſt traurig, noch trauriger der der ganzen Um-

gegend, die, unter dem nämlichen Mißgeschick erliegend, vielleicht in vielen Jahren sich nicht wieder völlig erholen wird. In günstigern Zeiten müssen die Umgebungen Mannheims sehr angenehm seyn, ungeachtet ihrer vollkommenen Fläche. Die Vegetazion in diesem milden Klima ist reich; Obstgärten und schöne Alleen ziehen sich um die Stadt; die Vorgesen und die malerischen Berge bei Heidelberg und an der Bergstraße gewähren einen schönen Blick in die Ferne, und sowohl der breite Rhein mit seinen schönen Inseln, als der hier ihm zuströmende Neckar bieten ein immer neues, mit jeder Tagesstunde wechselndes Schauspiel. Ich erfreue mich daran täglich bei meinen gewöhnlichen Spaziergängen auf dem sich an den Schloßgarten anschließenden Damm, der sich längs den Rheinufern hinzieht.

Die Einwohner der Stadt wallfahrten am häufigsten nach der Mühlau, einer etwa eine Viertelstunde von ihr entfernten Insel im Rhein. An jedem schönen Tage strömt alles dorthin, zu Wasser und zu Lande, gehend, fahrend und reitend; auch ist diese Insel ein gar grünes, schattiges Plätzchen,

von dem man sich der anmuthigsten Aussichten auf den Rhein und Neckar erfreuen kann. Umgeben von einem hübschen Gehölze, steht mitten auf ihr ein kleines Lustschloß, welches jetzt zu einem sehr vorzüglichen Gasthofe eingerichtet ist. Hier werden den Sommer über wöchentliche Konzerte und Bälle gegeben, zu welchen die ersten adligen und bürgerlichen Familien unterzeichnen und sich fleißig und zahlreich einfinden. Leider haben sie mit dem Michaelistage aufgehört, daher fanden wir sie nicht mehr, und sehen nur das sehr elegante und geräumige Lokal der jetzt vor dem Herbste flüchtig gewordenen Freuden.

Im Vergleich mit andern Städten von dieser Bedeutung ist das Leben in Mannheim noch immer sehr wohlfeil, und obendrein alles, was man für sein Geld erhält, in seiner Art vortrefflich. Auch die Wohnungen sind schön, bequem, und verhältnißmäßig nicht theuer.

Es herrscht ein froher, geselliger Geist über die Mannheimer, sie lieben die Freuden des Lebens und

theilen sie gern mit andern, ohne sich doch zu sehr dem blos rauschenden Vergnügen zu ergeben. Sie sind zuvorkommend gegen Fremde, ohne ihnen durch zu großen Aufwand bei kostbaren Gastereien den Muth zu nehmen, sie oft zu besuchen. Daher ist es hier im Durchschnitt den Fremden so wohl zu Muthe, daß Viele gar nicht mehr an das Weggehen denken, sobald sie nur erst in der Gesellschaft recht bekannt geworden sind, obgleich manche bei ihrer Ankunft entschlossen waren, nur einige Wochen oder Monate zu verweilen.

Viele angesehene adlige und bürgerliche Familien leben auf diese Weise nun schon seit Jahren in Mannheim. Aus England und Holland, aus den Niederlanden, aus ganz Deutschland, von der Donau bis zu den fernen Gestaden der Ostsee haben sie sich auf diesem freundlichen Punkt der Erde versammelt. Daher ist auch der gesellige Ton hier weit liberaler und entfernt von jener, die Freude verscheuchenden langweiligen Monotonie, welche man so oft in nicht kleineren Städten antrifft.

Mannheim ist nicht mehr die prächtige glänzende Residenz, die es war. Die Zeitumstände haben auch hier alle Klassen der Einwohner um einen Theil ihres Vermögens gebracht, und sie gezwungen, sich auf alle Weise in ihren Ausgaben zu beschränken. Aber wenn gleich wenig eigentlicher Luxus hier noch zu finden ist, so blieben doch eine gewisse Eleganz, welche das Leben verschönt, und alle feinere Genüsse des häuslich geselligen Lebens unter gebildeten Menschen, die an allem wahrhaft Schönen und Guten lebhaften Antheil nehmen.

Mit dem Hofe schwand auch die höfische Etikette und die zu strenge Absonderung der Stände, letztere wenigstens in so weit, daß vorzüglich geistreich Gebildete bürgerlichen Standes mit denen vom höchsten, ja sogar fürstlichen Adel Umgang haben, ohne je vom Ahnenstolz verletzt oder zurückgesetzt sich zu fühlen. Dies habe ich selbst in vielen adligen und bürgerlichen Häusern, in welchen ich eingeführt bin, gesehen und erfahren. Daher thut es mir weh, wenn man mein mir so liebes Mannheim sogar in öffentlichen Blättern in dieser Hinsicht verläumdet. Frei-

lich ist nicht aller Unterschied der Stände aufgehoben, dies wäre ja sogar kein Gewinn, sondern Zerstörung der einmal im civilisirten Leben eingeführten Ordnung, die sich immer an ihren Vernichtern von selbst rächt. Aber nur bei öffentlichen feierlichen Gelegenheiten, die selten vorkommen, wird man etwas von Rangordnung gewahr; in das gesellige Leben mischt sich keine störende Etikette, auch äußert sie sich nicht bei öffentlichen Vergnügungen, bei Bällen und Konzerten. Ich habe deren mehreren beigewohnt und keine Spur davon gefunden, obgleich man sich öffentlich im Auslande die lächerlichsten Mährchen davon erzählt, so daß mir anfangs selbst bange davor ward.

Alle Abende sind hier Privatzirkel, oft von funfzig und mehr Personen, in vier bis fünf verschiedenen Häusern, zu welchen gebildeten Fremden der Zutritt sehr leicht gemacht wird.

Fast alle Welt bewohnt hier ein hübsches Lokal, man versammelt sich zum Thee, der Ton ist leicht, das Gespräch lebhaft. Kartenspiel kommt selten in die Reihe der Unterhaltungen, aber Musik fehlt fast nie. Die Mannheimer alle lieben diese schöne Kunst,

und viele Dilettanten haben es in ihr bis zur Meisterschaft gebracht. Niemand denkt daran, durch das oft gewöhnliche, wirklich sündhafte Weigern das Vergnügen der Gesellschaft zu schmälern, oder wenigstens zu erschweren, sondern jeder, der dazu fähig ist, trägt gern und anspruchlos zur allgemeinen Freude bei, und deren sind hier viele. Verstummt der Gesang, so tritt oft ein Walzer auf dem Klavier an dessen Stelle, nach welchem der jüngere Theil der Gesellschaft sich ein Weilchen lustig herumdreht, oder es werden Charaden und ähnliche Spiele vorgenommen, die den fröhlichen Abend beschließen.

Außer diesen Privatzirkeln giebt es noch wöchentliche Subscriptions-Bälle. Im Sommer, wie ich früher erwähnte, werden diese auf der Mühlau gegeben, im Winter im Schauspielhause, in einem sehr schönen großen Saal, an welchen einige Nebenzimmer stoßen. Während des Karnevals sind die, wie ich höre, recht hübschen Maskenbälle häufig besucht, auch fehlt es nicht an kleinen Bällen in Privatzirkeln.

Sie sehen aus allem diesem, lieber Freund, daß auch der Lebenslustigste in Mannheim seine Zeit recht

angenehm hinbringen kann, und daß kein Gebildeter, selbst mit höheren Ansprüchen, als die auf bloßes fröhliches Zusammenseyn, hier irgend etwas vermißt, was sein Leben verschönert.

Manchen genußreichen Abend gewährt mir der Besuch des hiesigen Theaters.

Es war einst die Pflanzschule, aus welcher fast alle die bedeutendsten Künstler hervorgingen, deren unser Vaterland sich bis auf unsere Zeiten erfreute. Was es war, ist es nicht mehr, und konnte es auch nicht bleiben, seit Mannheim aufhörte, die glänzende Residenz eines prachtliebenden Fürsten zu seyn, denn vor allen andern Künsten bedarf die Schauspielkunst eines mächtigen Schutzes und kräftiger Unterstützung. Aber die den Mannheimern eigne Kunstliebe erhält diese Bühne noch immer über der langweiligen Mittelmäßigkeit empor. Das Orchester bleibt seines alten Ruhmes werth, ungeachtet des ungünstigen Zeitenzustandes; viele Mitglieder desselben erheben sich auf ihrem Instrument zur wirklichen

Virtuosität, auch die Direction des Ganzen ist so vortrefflich, daß es zur wahren Freude wird, hier die Begleitung einer großen Oper anzuhören.

Mehrere unter den Schauspielern zeichnen sich durch regen Kunsteifer aus und würden jede Bühne zieren; unter den jungen Schauspielerinnen giebt wenigstens manches im Entwickeln begriffene Talent recht angenehme Hoffnungen für die Zukunft.

Das Schauspielhaus ist groß, schön, prächtig, sogar, eine wahre Zierde dieser schönen Stadt durch seine, im großen Styl erbaute, mit Säulen geschmückte Außenseite. Im Innern hat man durch viele große und bequeme Ausgänge, durch schöne Treppen und Koridors dafür gesorgt, daß auch bei überfülltem Hause nie die mindeste Unordnung entstehen kann.

Die Dekorationen sind freilich nicht alle ganz neu mehr, aber doch anständig und viele von ausgezeichneter Schönheit; die Kostüms der Schauspieler, wie fast bei allen Theatern, zuweilen glänzend, aber nicht immer richtig gewählt. Man rühmt sehr die Einrichtung der Maschinerien bei Verwandlungen,

Flugwerken, Versenkungen und ähnlichen Theaterkunststücken; ich habe aber nicht Gelegenheit gehabt, mich selbst durch den Augenschein davon zu überzeugen.

Alle Einwohner Mannheims, die es vermögen, beeifern sich, durch Abonnements für die Erhaltung ihres Theaters zu sorgen. Daher sind von allen den vielen Logen nur sehr wenige für Durchreisende frei geblieben, im Nothfall aber bietet diesen das Parkett Raum genug. Durch das allgemeine Abonniren ist übrigens auch dem traurigen Anblick eines leeren Schauspielhauses vorgebeugt; ich sah es immer von wohlgekleideten Zuschauern angefüllt, selbst bei sehr bekannten Darstellungen älterer Stücke.

Das Theater selbst erscheint mir, so lange ich hier bin, fast wie eine Musterkarte aller übrigen Bühnen, besonders der benachbarten. Durchreisende Künstler empfängt man in Mannheim sehr freundlich, und da unsere Schauspieler jetzt alle gewaltig mobil sind, so sehen wir fast an jedem Abend Gastrollen, oft sogar drei bis vier zugleich, von Fremden gespielt.

Es fällt mir auf, daß dieſe Art von Kunſtreiſen in unſern Tagen ſo gar ſehr häufig werden, und ich zweifle, ob die Kunſt ſelbſt dadurch ſo viel gewinnen kann, daß der Nachtheil, den ſie, ihrer jetzigen Einrichtung nach, bringen, dadurch überwogen werde. Wahr iſt es, nur wer viel ſieht, kann viel lernen, er treibe welche Kunſt er wolle, und in dieſer Hinſicht mögen ſolche Reiſen für den angehenden talentvollen Schauſpieler von unbeſtrittenem Nutzen ſeyn, beſonders wenn er als müßiger Zuſchauer das Spiel anderer beobachtete. Auf dieſe Weiſe könnte er am beſten einſehen lernen, was ihm noch mangelt, was er zu vermeiden hat, und mancher gute Gedanke über die verſchiedenen Anſichten einer und derſelben Rolle müßte in ſeinem Innern ihm klar werden. So aber reiſen unſre Künſtler nicht, und können es auch nicht, denn ſchwerlich möchte ſich irgend eine Direction entſchließen, ſie mit dem dazu nöthigen Reiſegelde zu verſehen. Die Kunſt ſelbſt muß es alſo dem Schauſpieler möglich machen, eine Reiſe zu unternehmen, und durch ſein eignes Auftreten auf fremden Bühnen geht faſt aller Vortheil verloren, den er für ſeine

Bildung aus ihr ziehen könnte; denn der Wunsch, selbst vortheilhaft zu erscheinen, erschwert das Beobachten anderer, die sich auch ohnehin in einem von dem seinen verschiedenen Rollenfach zeigen. Die Theater, auf welchen das Auftreten fremder Künstler zu oft erlaubt wird, verlieren am Ende dadurch. Bestochen durch den mächtigen Reiz der Neuheit erheben die Zuschauer das fremde Verdienst, besonders durch das jetzt zur Gewohnheit gewordene Hervorrufen, und vergessen darüber ihre einheimischen, vielleicht eben so preiswürdigen Künstler. Diese werden dadurch muthlos und lässig in der Ausübung des, ihrer Meinung nach, nicht genug anerkannten Talentes, und sinken in der Kunst, anstatt vorwärts zu streben. Sie ergreifen die erste beste Gelegenheit, um ihrerseits auch auf andern Bühnen zu glänzen. Dadurch vermehren sich die Künstlerwanderungen, aus denen denn zuletzt Auswanderungen entstehen. Diese aber zerstören alle Hoffnung, jemals auf einer deutschen Bühne ein harmonisches Ganze gegründet zu sehen, das alle einzelne Theile einer Darstellung zur erfreulichen Einheit verbindet, die wir jetzt leider überall vermissen.

In Mannheim habe ich bis jetzt mehrere Opern, Trauerspiele und Komödien gesehen; keine dieser Darstellungen war ganz verfehlt, und manche ergötzte mich sehr, ungeachtet die vielen Gastrollen manches fremdartige, zum Ganzen nicht stimmende hineinbrächten. Auch auf die Wahl der Stücke hatten diese nicht den günstigsten Einfluß, manches ward augenscheinlich blos deshalb gegeben, weil irgend ein fremder Künstler darin vorzüglich zu glänzen gedachte. So kam denn auch das Iffländische Stück, die Mündel, einmal an die Reihe, in welchem ein Schauspieler aus Karlsruhe den Kaufmann Drawe so natürlich spielte, daß mir selbst bei aller der Angst und Noth ganz jämmerlich zu Muthe ward. Sie versetzte mir fast den Athem, obgleich ich wohl einsah, daß sowohl ihre Existenz, als ihre endliche Auflösung, durch die gegen den wirklichen Gang des Lebens anstrebende Erfindung völlig in das Reich der Unmöglichkeiten gehören. Ueberdies macht das leidige Geld uns Plage genug im Leben, besonders auf Reisen; daher könnten wir füglich vom Theater her mit solchen unästhetischen Leiden verschont werden.

Don Juan, dieſe Oper aller Opern, habe ich zweimal, beſonders von Seiten des Orcheſters, vortrefflich aufführen ſehen. In der zweiten dieſer Darſtellungen entzückte uns die junge Künſtlerin Eunike aus Berlin, als ein ganz allerliebſtes Zerlinchen. In der erſten machte ein hannöveriſcher Hof- und Kammer-Sänger aus dem vornehmen jungen Spanier einen luſtigen, etwas verruchten Bruder Studioſus, ward aber, dem Herkommen gemäß, am Ende doch hervorgerufen, obgleich auch ſein Geſang uns nicht für den argen Mißgriff ſeiner Rolle entſchädigt hatte.

Doch ich will Sie nicht durch Aufzählung aller der theatraliſchen Vorſtellungen, welchen ich in Mannheim beiwohnte, ermüden. Nur einer erwähne ich noch, die der Schuld von Müllner, weil mir das meiſterhafte Spiel eines ganz jungen Mädchens, der kleinen lieblichen Sofie Müller, gar zu viel Freude gemacht hat. Sie gab den Knaben Otto ſo unübertrefflich ſchön, daß ich dem Dichter wohl die Freude wünſchen möchte, es anzuſehen. Dieſe Kinderrolle, vielleicht die ſchwerſte unter allen, wird durch die ge-

wöhnliche Art, ſie darzuſtellen, oft unerträglich. Der Dichter bezeichnete ſie mit ſtarken, hin und wieder etwas ſcharfen Zügen, die, zu grell herausgehoben, aus dem Kinde ein vorlautes abſprechendes Weſen machen, welches wenigſtens keine Mutter ohne innern Aerger anſehen kann. Ganz anders erſchien dieſer Otto in der Geſtalt der anmuthigen Sofie. Mit dem zarteſten Gefühl milderte dieſe alles, was der Milderung bedarf, um nicht im Munde eines Kindes zu empören, ohne deshalb dem Karakter des Knaben ſein Eigenthümliches zu rauben; meiſterlich drückte ſie ſeine Anhänglichkeit an ſein ſchönes Vaterland aus, und vermied doch jede Uebertreibung ſpaniſcher Grandezza. Die treffliche Beſchreibung des Stiergefechts ſprach ſie wie ein Kind, das ſich freute, dem Großvater ein merkwürdiges Ereigniß zu erzählen, von dem es Augenzeuge war, und das vom Strome ſeiner eignen Rede fortgeriſſen wird, während andere, die dieſe Rolle ſpielen, ſie mit affektirtem redneriſchen Pathos herdeklamiren und ſich dabei ordentlich gegen das Parterre hinſtellen. Aus allen Bewegungen dieſer ſehr jungen Schauſpielerin ſprach

die reinste Kindernatur. Wie sie vom Anblick des Vaters im Sarge erzählte, stieg die schmerzliche Rührung in ihrem Innern mit jedem Worte, bis sie den schauerlichen Umstand erwähnte, daß man seine Brust geöffnet habe, um ihn köstlich einzubalsamiren, denn dieser Gedanke muß für jedes Kind etwas höchst furchtbares haben; auch überwältigte sie hier das Gefühl, ihre Stimme brach, und weinend verhüllte sie am Schluß der Rede ihr Gesicht in das Gewand der Mutter.

Sie wissen, wie jedes erblühende und ausgezeichnete Talent mich interessirt, und nach dieser Darstellung muß ich Sofie Müller für ein mit natürlichen Anlagen reich ausgestattetes Kind halten, das, zweckmäßig gebildet, vielleicht in wenig Jahren als sehr ausgezeichnete Schauspielerin die Zierde unsrer deutschen Bühnen werden kann; daher verargen Sie es mir nicht, daß ich in meinem Briefe so lange bei ihr verweilte.

Uebrigens ist die Mannheimer Bühne noch an vorzüglich guten Komikern besonders reich, und den Herren Kaibel, Thürnagel, Müller verdanke ich

manche fröhliche Stunde, manches recht herzliche Lachen, das sie durch ihr treffliches Spiel zu erregen wissen, ohne doch weder den Anstand, noch die Wahrscheinlichkeit zu verletzen.

Nicht nur Schauspiel und Musik, auch die bildenden Künste finden in Mannheim Schutz und rege Theilnahme. Außer der bedeutenden Bibliothek und einem Naturalienkabinet werden im Schloß noch mehrere Kunstsammlungen bewahrt, die ohne alle Schwierigkeit dem Künstler und dem Kunstfreunde offen stehen. Eine reiche Sammlung vortrefflicher Abgüsse der vorzüglichsten antiken Statuen und Büsten, eine von Kupferstichen, und eine Gemälde-Gallerie füllen mehrere Zimmer an.

Die Mappen der Kupferstichsammlung betrachtete ich auch hier nur von außen; sie genau durchzusehen, würde mehr Zeit erfordern, als ich in diesen kurzen Tagen darauf verwenden kann, aber Kenner versichern mich, daß sie viele treffliche und seltene Blätter enthalte.

Die Gemäldegallerie gehört zwar nicht zu den bedeutendsten in Deutschland, enthält aber doch manches treffliche Bild, besonders aus der niederländischen Schule.

Ich würde gewiß viele Morgen in ihr mit Vergnügen verweilen, wenn ich hier wohnte; auch fällt es Lehrlingen in der Kunst nicht schwer, die Erlaubniß zu erhalten, nach den Abgüssen zeichnen oder ein Gemälde kopiren zu dürfen. Ich bemerkte hier besonders einige ganz vortreffliche Bilder von Tenier, von Netschen, von Rubens, von Kerburg und andern berühmten Meistern, ein Paar sehr schöne Landschaften von Ruisdael, auch sonst noch so manches Vorzügliche, und das nur im Vorübereilen. Bei näherer Bekanntschaft würde ich gewiß noch vieles entdecken, das mich anzöge.

Unter die erfreulichsten Erscheinungen für die Kunst zähle ich die sehr bedeutende und allbekannte Kunsthandlung der Herren Artaria. Dort findet man altes und neues in ewig wechselnder Ebbe und Flut, man schreitet mit der Zeit fort, keine bedeutende neue Erscheinung am Kunsthimmel kann uns

unbeachtet entgehen, während die Werke berühmter alter Meister uns immer aufs neue erfreuen. Denn die Eigner dieser Handlung lassen sich keine Gelegenheit entschlüpfen, um alles Schöne habhaft zu werden, was sie nur erreichen können, und besonders waren ihnen die letzt verflossnen Jahre in dieser Hinsicht sehr günstig. Mit der größten Liberalität öffnen sie ihre Schätze nicht nur dem Käufer, auch dem, welchen bloß rege Theilnahme und Freude am Schönen zu ihnen führt, wie es bei mir der Fall war, ja sie erlauben es gern, daß man lange verweilt und oft wiederkehrt. Dies scheint ihnen sogar Freude zu machen. Durch lange Uebung ihres Geschäfts haben sie sich große Kunstkenntniß erworben, und scheinen es jetzt mehr aus Liebe zu ihr, als zum Gewinn zu treiben.

Unter einer Menge von schönen Gemälden, welche ich bei ihnen sah, sind drei mir unvergeßlich geblieben, zu denen ich immer wiederkehren muß. Eins ist von Metzu, ein herrliches heiteres Bild voll Wahrheit und von hoher Vollendung. Es stellt einen Fürsten von Oranien vor, der, von seinen Dienern be-

gleitet, auf die Jagd reitet. Die Pferde, die Hunde, die ganze Anordnung des trefflichen Bildes sind von der höchsten Schönheit. Der einfache edle Ausdruck im trefflichen Kopfe des Prinzen, und die Mannigfaltigkeit der Stellungen ohne alle Verworrenheit, können nicht genug gepriesen werden.

Die beiden andern Gemälde sind von Tizian. Eins davon stellt eine kleine Prinzessin vor, ein gar liebliches Kind von etwa fünf Jahren, dessen anmuthige Naivität mit dem reichen schweren Sammtkleide und dem Juwelenschmuck einen wirklich rührenden Kontrast bildet. Sie schmiegt das allerliebste Köpfchen an einen großen Pudel, der sie mit klugen Augen anschauet, so daß man nichts freundlicheres sehen kann, als dieses Gemälde.

Ernster und erhabener ist das zweite, aber auch von viel höherer Schönheit.

Unter einem großen Baum, mitten in einer anmuthigen Landschaft, unter dunkelblauem italienischen Himmel, sitzt die Madonna mit ihrem Kinde, so einfach und so ädel, dabei so lieblich, als man es sich nur denken kann. Ihr dienend, knien zu beiden

Seiten zwei Engel in Jüngslingsgestalt, mit herrlich großen purpur- und azurfarbnen Flügeln, in schimmernden Gewändern, deren Falten weit umher den Boden bedecken, und mit dem frömmsten heiligsten Ausdruck in den wunderschönen Köpfen. Es ist ein Bild, von dem man sich gar nicht wieder wegwenden kann, und dabei trefflich erhalten.

Eine Kunsthandlung, wie diese, in meiner Nähe wäre mir fast noch lieber, als eine Bildergallerie. Diese hier ist wirklich eine, nur daß die Gemälde darin wechseln, und das Vortreffliche nach und nach an uns vorüber zieht, doch immer langsam genug, um es, recht aufgefaßt, im Gemüth fest halten zu können. Und dabei hat man noch den Vorzug, jedes einzeln zu sehen, und nicht durch die Menge geblendet zu werden.

Die Zeit, die Allem ein Ende macht, der Freude wie dem Leid, führt auch das meines hiesigen Aufenthaltes herbei.

Noch ist der Himmel blau, und die Sonne sendet Mittags noch warme Strahlen herab, aber die düstern Nebel, welche Abends die gegenüberstehenden Häuser uns oft unsichtbar machen, die goldgefärbten Blätter, welche langsam an den Bäumen sinken, ohne daß ein Hauch sie berührt, alles ruft mir zu, daß die letzten Tage des Octobers da sind, und ich die Heimreise antreten muß.

So wäre denn nun auch diese Reise beendet, auf die ich mich Jahre lang freute, wo ich alles, was ich von ihr hoffte, fand: Gesundheit, Erholung nach langen Stürmen, frohes Gefühl der wiedergewonnenen Freiheit und Stoff zu tausendfacher Erinnerung.

Nie vergesse ich der mannigfachen Freuden, welche mir Natur und Kunst an den schönen Ufern des Mains, des Rheins und des Neckars in diesen vier Monaten gewährten. War gleich der Himmel mir nicht immer günstig und freundlich, waren es doch die Menschen überall, wo ich verweilte.

Manche ſchöne Stunde des Wiederſehens älterer Freunde habe ich gefeiert, manche neue gefunden, die mich ein gleiches frohes Wiederſehen hoffen laſſen, wenn ſpäterhin mein Lebensweg mich wieder in ihre Nähe bringen ſollte. Darum, ich bekenne es Ihnen, wird mir der Abſchied recht ſchwer.

Gewiß, ich freue mich herzlich auf das Wiederſehen meiner Freunde in Weimar, auf das Leben mit ihnen Allen im gewohnten traulichen Kreiſe, ſogar auf meine Wohnung und meine durch eine Reihe von Jahren mir liebgewordenen Umgebungen. Aber immer ergriff mich ein trübes, wehmüthiges Gefühl, wenn ich am letzten Ziele einer Reiſe die Deichſel meines Wagens zum erſten Male wieder dem Rückwege zugewendet ſah, und heut bemächtigt es ſich meiner unwiderſtehlich. Denn nicht nur von meinen Mannheimer Freunden nehme ich Abſchied, auch von allen, die mir auf dieſem Wege begegneten und mich freundlich unter ſich aufnahmen. Alle glaube ich in dieſem Augenblicke um mich verſammelt zu ſehen und Allen rufe ich ein herzlich gemeintes Lebewohl zu; auch dem Rheine und den ihm befreundeten Strö-

men, die mich auf silbernen Wogen so oft dahintru-
gen durch paradiesische Gegenden, blühenden Ufern
entlang und herrlichen Felsen, zu freundlichen
Städten.

Und nun wollte ich, es wäre schon eingespannt
und ginge rasch vorwärts, der Heimath zu, damit
die Nähe derselben mir bald tröstlich erschiene.

Literarische Anzeige.

Urania,

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1818.

Mit 12 Kpfrn. n. Opiz, gest. v. Johannot, Jury-Heß u. A.

Preis 2 Rthlr. (3 Fl. 36 Xr.) und auf Velinpapier in großem Format mit Kupferabdrücken avant la lettre 4 Rthlr. (7 Fl. 12 Xr.)

(Leipzig, bei Brockhaus.)

Wenn schon bisher die Urania bei ihrer jedesmaligen Erscheinung allgemeines Interesse erregte, so darf sie mit doppeltem Grunde hoffen, diesmal wegen ihres reichen Inhalts und ihres schönen Aeußern den ungetheiltesten Beifall zu finden.

Der Verleger und Herausgeber dieses Taschenbuchs, nach immer höherer Vollkommenheit desselben strebend, erließ bereits im April 1816 eine Anzeige, aus welcher zu ersehen war, wie die Bemerkung, daß unsre jährlich erscheinenden Taschenbücher und Musenalmanache wenige Gedichte enthielten, welche zwischen den größern epischen und dramatischen Darstellungen und den kleinern lyrischen Gattungen die Mitte haltend, durch das Interesse eines reichhaltigen Stoffes so-

wohl, als durch den Reiz einer gediegenen Kunstform zu stets wiederholtem Genusse einladen, und statt flüchtig uns spurlos vorüber zu gehn, Verstand und Gemüth auf gleiche Weise befriedigten, ihn auf den Gedanken geführt habe, durch ausgesetzte Preise dahin zu wirken, daß zunächst das Feld der poetischen Erzählung, der Idylle und der poetischen Epistel mit regerem Fleiße, als bisher, angebaut, und er in den Stand gesetzt würde, etwas Gelungenes in diesen Gattungen mitzutheilen. Der Erfolg dieses bei uns ungewöhnlichen Unternehmens ist, wie wir durch die dem gegenwärtigen Taschenbuche vorangesetzte Bekanntmachung belehrt werden, im Ganzen sehr günstig gewesen, und unter den drei gekrönten Gedichten werden die Kenner und Freunde der Dichtkunst mit Vergnügen wenigstens eins finden, das als eine der edelsten und zartesten Blüthen unsrer neuesten Poesie weit über die Dauer eines Jahres hinausreichen wird. Dieses Gedicht ist

Die bezauberte Rose,

poetische Erzählung in drei Gesängen,

von

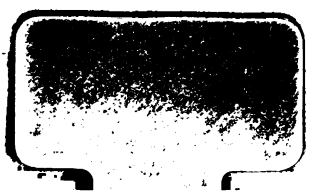
Ernst Schulze,

in Göttingen; aber leider war, wie wir aus dem Bericht der Redaction ersehen, diese herrliche Dichtung zugleich der Schwanengesang dieses die schönsten Hoffnungen erregenden Dichterjünglings, dessen letzte Lebensstunden noch durch die Nachricht des gewonnenen Preises erheitert wurden. Nächstdem erhielten das Accessit eine poetische Erzählung, der Todtenkopf, von K. G. Prätzel, und die Epistel, des Dichters Weihe, von Hesekiel, welcher letztern man gewiß einen bedeutenden Werth zugestehen wird. In der Idylle konnte, trotz der zahlreichen Concurrenz, kein Preis ertheilt werden. — Aufgemuntert durch diesen Erfolg, hat der Herausgeber nicht nur dieselben Preise für das nächste Jahr wiederholt, sondern auch noch drei neue hinzugefügt, worüber das Weitere im Taschenbuche selbst nachzusehen ist.

Die übrigen Beiträge reihen sich würdig jenen Preisgedichten an. Dahin gehört vornehmlich Hormayr's mei-

sterhafte Darstellung der Liebe von Philippinen Welserin von Augsburg mit Erzherzog Ferdinand von Oestreich; Theorrytes, eines Priesters Geschichte, von Therese Huber; Leda, eine Erzählung von Otto Graf von Loeben; eine humoristische Epistel von Haug an den Herausgeber; eine Sage von Fouqué; ferner ein lieblicher Kranz kleinerer Gedichte von Rückert, Wetzel, Ludwig, Loeben, Haug, Helmina, Henriette Schubart u. s. w.

Der geniale Zeichner Opiz hat zwölf treffliche humoristische Zeichnungen geliefert, welche allegorische Scenen aus der Lebensreise darstellen und in gelungenen Stichen ebenfalls dazu beitragen, die Urania zu dem schönsten Taschenbuche zu machen, das in die Hände unsrer Frauen und Jungfrauen gegeben werden kann.

Verbesserungen.

Seite 6. Zeile 11 von oben, statt wohlthätiges lies wohlthätiges.
— 14. — 7 und 8 von oben, statt Honigreben lies Honigraben.
— 17. — 11 von unten, muß das Wort, und, gestrichen werden, auch muß zwischen den Worten mir, und, zu, das Wort, eine, gesetzt werden.
S. 19. Z. 8. von oben, statt erwarteten l. erwartenden.
— 35. letzte Zeile, st. Dennecker l. Danneckr.
— 44. Zeile 4 von unten, fehlt nach dem Worte, Geräthe, das Wort; versehen.
— 92. — 9 von oben, st. vielen l. vielem.
— 98. — 1 oben, st. Mückenfäschen l. Mückenfüschen.
— 109 — 10 von unten, st. laufenden Stern l. leuchtenden Stern.
— 119 — 3 von oben, st. eingefaßt l. aufgefaßt.
— 126. — 6 u. 14 von oben, st. Vellada l. Velleda.
— 135. — 1 oben, st. dieses Schlosses l. dieser Schlösser.
— 135. — 10 von oben, fehlt vor dem Worte, sieht, das Wort, sie.
— 161. — 1 oben, st. ihm l. ihr.
— 207. — 8 von unten, st. geben l. gaben.
— 236. — 5 von unten, st. im Westen l. im Wasser.
— 258. — 6 von unten, st. keine l. keiner.
— 264. — 2 von oben, st. je l. ja.